Friedrich Hebbels Epigramme

Bernhard Patzak


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Forschungen
zur neueren Litteraturgeschichte.

Herausgegeben von

Dr. Franz Muncker,

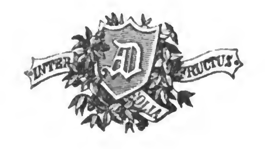
o. ö. Professor an der Universität München.

XIX.

Friedrich Hebbels Epigramme.

Von

Dr. Bernhard Patzak.

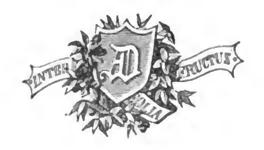


BERLIN.
Verlag von Alexander Duncker.
1902.

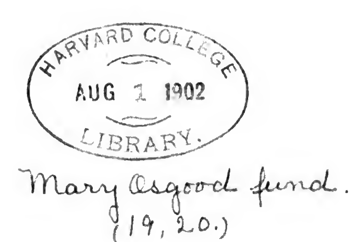
Friedrich Hebbels Epigramme.

Von

Dr. Bernhard Patzak.



BERLIN.
Verlag von Alexander Duncker.
1902.



Druck von Hugo Wilisch in Chemnitz.

Vorwort.

In fast allen biographischen und litterarisch-kritischen Schriften über Friedrich Hebbel wurde bisher vorzugsweise sein dramatisches Schaffen berücksichtigt und gewürdigt. Dagegen hat man seiner kaum minder bedeutsamen Lyrik, die er selbst zeitlebens für das Beste seines Geistes erklärte, noch nicht die gebührende Beachtung geschenkt. Wenn man von den Streiflichtern absieht, die Emil Kuh in seiner immer noch unerreichten Hebbelbiographie[1]) auf die Lyrik des Dithmarsischen Dichters warf, so mufs zugegeben werden, dafs man in der Wesenserfassung dieser gedankenschweren Poesie noch keinen Schritt weiter gekommen ist.

Es war daher meine ursprüngliche Absicht, deren Ausführung ich später zu verwirklichen hoffe, das Werden und Wachsen und die Eigenart der Hebbelschen Lyrik zum Gegenstand einer litterarhistorischen Untersuchung zu machen. Allein nach eingehender Beschäftigung mit dem sehr umfangreichen Stoffgebiet erschien es mir ratsam, auf die philologisch-historische und psychologisch-ästhetische Erforschung und Darstellung eines Sonderteiles der Hebbelschen Lyrik, seiner Epigrammendichtung, mich zu beschränken. Meine Richtschnur war hierbei jener Hebbelsche Satz[2]): „Erkenntnis und Empfindung gehen immer Hand in Hand".

---

[1]) Friedrich Hebbel, eine Biographie. Wien 1877. 2 Bände. Vgl. ferner E. Kuh, Friedrich Hebbel, eine Charakteristik. Wien 1854.

[2]) Fr. Hebbels Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Berlin 1897. Bd. I, S. 78. Bei ferneren Citaten aus den Tagebüchern bediene ich mich der Abkürzungen Tgb. I; Tgb. II, bei Citaten aus dem ebenfalls von Bamberg veröffentlichten „Briefwechsel Friedrich Hebbels"

Im ersten Teile meiner Abhandlung bemühte ich mich also, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Hebbelschen Epigramme zu liefern. Mein Bestreben war dabei darauf gerichtet, den Schleier von jenem geheimnisvollen Reiche, in dem sich der dichterische Schöpfungsvorgang vollzieht, etwas zu lüften und die Art des Denkprozesses zu kennzeichnen, der dem künstlerischen Gestalten des Hebbelschen Genius entweder vorausging oder doch auf das innigste mit ihm verknüpft war. Vielleicht sind bei diesem Versuch in den nicht zahlreichen Fällen Irrtümer mit untergelaufen, wo ich aus Mangel an reicherem Quellenmaterial mich genötigt sah, zu Vermutungen meine Zuflucht zu nehmen. Einige Male waren auch bei besonders wichtigen Epigrammen, die in Bezug auf ihre Entstehung sowohl wie auf ihre Eigenart eine eingehende Betrachtung erforderten, Wiederholungen wohl unvermeidlich. In zweiter Hinsicht versuchte ich, aus all den mannigfachen Einzelzügen, augenscheinlichen und versteckten, ein Gesamtbild von der Eigenart der Hebbelschen Epigramme zu entwerfen.

So glaube ich im ganzen und grofsen wenigstens einigermafsen jener dem Dichter vorschwebenden idealen Kritik mich genähert zu haben, von der er sagt: „Diese hätte die Aufgabe, die Grundidee eines Werkes aus seinen gesamten Einzelheiten wirklich zu entwickeln, sie nicht blofs, wie bisher von allen (wenn sie nicht etwa tadelten) geschah, auszusprechen. Ich glaube, auf diesem Wege würde die Wissenschaft der Kunst, die Ästhetik, sehr viel gewinnen können; denn in dem Sinne, wie ich es meine, von den Einzelheiten ausgehen, heifst die Schöpfung des Werkes aus seinen innersten Embryonen anschaulich machen. Schwer, doch nicht unmöglich".

Herrn Professor Dr. Max Koch verdanke ich die Anregung zu einem eingehenden Studium der Hebbelschen Lyrik und lebhafte und wertvolle wissenschaftliche Förderung meiner Arbeit.

---

setze ich Br. I oder Br. II. Von Hebbel selbst besorgt, erschienen drei Gedichtsammlungen: „Gedichte" (Hamburg 1842), „Neue Gedichte" (Leipzig 1848), „Gesamtausgabe" (Stuttgart 1857). Die erste Sammlung kommt für den vorliegenden Zweck nicht in Betracht, weil sie keine Epigramme enthält. Ich citiere Sg. II, Sg. III und bezeichne den Gedichtband der von E. Kuh und A. Glaser in Hamburg (1866—68) herausgegebenen „Sämtlichen Werke" als Sg. IV.

Bei der Drucklegung derselben und Durchsicht der Korrekturen stand mir Herr Professor Dr. Franz Muncker mit fachmännischem Rate zur Seite. Ferner bin ich dem bekannten Hebbelforscher, Herrn Professor Dr. R. M. Werner in Lemberg, für gütige Auskünfte, ebenso der Verwaltung des Grofsherzoglichen Goethe- und Schillerarchivs zu Weimar und denen der Königlichen und Universitätsbibliothek und der Stadtbibliothek in Breslau zu Dank verpflichtet.

Breslau, im März 1902.

Dr. Bernhard Patzak.

Inhalt.

I.

Zur Entstehungsgeschichte der Hebbelschen Epigramme.

Ungleich schwieriger als die Aufgabe, eine Entstehungsgeschichte der rein lyrischen und epischen Gedichte Hebbels zu schreiben, ist der Versuch, den Werdeprozefs seiner Epigramme zur Anschauung und Darstellung zu bringen. Über die Geburtstage der „Gedichte“ geben nämlich zwei von Hebbel sorgfältig geführte Listen Aufschlufs. Über die Entstehung der Epigramme dagegen unterrichten den Litterarhistoriker nur einige allgemein gehaltene Briefstellen und die wenigen Worte: „Die Epigramme entstanden fast alle ohne Ausnahme in Rom und Neapel.“ Wer jedoch auf Grund einer eingehenden Kenntnis der Epigramme die Tagebücher und Briefe Hebbels sorgfältig studiert, wird erstaunt sein, in ihnen in aphoristischer Form oft geradezu dieselben oder doch ganz ähnliche Gedanken und Einfälle auftauchen zu sehen, wie sie in den Epigrammen metrisch gefafst vorliegen. Anfangs glaubt man allerdings in ein planlos hingeworfenes Gewirr der mannigfachsten Äufserungen eines reichen Dichtergeistes zu schauen. Bald aber lösen sich vor dem prüfenden Blicke leitende Motive aus dem Chaos, die den Denker Hebbel jahrelang beschäftigten, und die sich daher wie rote Einschlagfäden durch das Gedankengewebe der Tagebücher fortspinnen. Je länger man sie in dieser Richtung durchforscht, desto mehr findet man Hebbels Bemerkung bestätigt, dafs jene Gedankengänge für seinen Geist Marksteine waren, „um sich auf gewisse Wege, die er einmal gegangen ist, wieder zu besinnen und sie dann ganz auszugehen“. In vielen Fällen genügten dem

Dichter, wie er sagt, wenige „Wörter und Bleifederstriche“ im Tagebuche, um ihm nach Jahren wieder lebhaft ins Gedächtnis zurückzurufen, was er ehedem meinte. Diese „Halbgedanken“ und „Bilder“, bei deren Niederschrift Hebbel unendlich mehr sich dachte, als er dem Papier anvertraute, kommen uns denn bei unserem Versuche zu Hilfe, einen Einblick in sein epigrammatisches Schaffen zu gewinnen. In ihnen erkennen wir die Keime, aus denen die Blüten und Früchte der Hebbelschen Epigrammendichtung sich bildeten.[1]) Man könnte diesen Gestaltungsvorgang am treffendsten mit der Krystallisation der Minerale vergleichen. Doch wie diese nicht immer sich regelrecht zu vollziehen pflegt, so sind auch jene Aphorismen bis zur epigrammatischen Abklärung den langwierigsten und mannigfaltigsten Umwandlungen unterworfen gewesen. Zuweilen wurden sie erweitert oder vereinfacht. Bald erhielten sie durch eine neue, eigenartige Wendung eine ganz andere, manchmal geradezu gegenteilige Bedeutung wie zuvor. Oft wurden sie auf ganz andere Personen oder Gegenstände übertragen, als von denen sie ursprünglich ausgesagt wurden. Es ging Hebbel mit den Epigrammen ganz ähnlich wie mit dem Gedichte „Magdtum No. 2“, dessen Entstehung er am 11. Januar 1844 folgendermafsen schildert[2]): „Die Idee ist seit Jahren (seit ich No. 1 machte) vor mir geflohen, wie ein Sommerfaden, den der Wind entführt; heute Abend im Café delle belle arti liefs sie sich plötzlich packen, und es ist denn auch zum Lohn für das lange Harren etwas Rechtes geworden. Mir doppelt erfreulich, erstlich, weil ich nun eine innere Last los bin, die mich doch von Zeit zu Zeit immer wieder zu plagen anfing, und dann, weil ich hoffe, dafs diese Schwalbe mir einmal wieder einen Frühling verkündet.“

In das geheimnisvolle Quellen und Sprudeln dieses reichen Dichtergeistes, der, wenn ihm die gebietende Stunde schlug, oft nicht imstande war, die Masse der sein Inneres wie eine Springflut durchwogenden Gedanken und Anschauungen

---

[1]) Vgl. Rich. Maria Werner, Lyrik und Lyriker (Hamburg und Leipzig 1890, S. 177) und Rich. M. Meyer, Die deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts (Berlin 1900, S. 285).

[2]) Tgb. II. 119.

festzuhalten,[1]) in diesen rätselhaften Schöpfungsprozeſs des dichterischen Genius möge die Zurückführung der Epigramme auf jene Aphorismen und jene merkwürdigen, oft jahrelang fortgesponnenen Gedankengänge einen lehrreichen Einblick verstatten. Natürlich muſs hierbei darauf verzichtet werden, Hebbels sämtliche Epigramme mit Tagebuch- und Briefstellen zu belegen: das wäre die Aufgabe einer erläuternden Ausgabe der Epigramme.

Unter den wenigen Dichtern, deren Werke dem Wesselburener Maurerssohne in seinem elenden Schreiberdasein beim Kirchspielvogte Mohr zugänglich waren, muſs auch Lessing sich befunden haben; denn die aus jener Zeit stammenden Jugendepigramme Hebbels verraten unverkennbar den Einfluſs Lessingscher Sinngedichte. Allerdings stehen sie zu ihnen nur in einer rein äuſserlichen Beziehung. Hebbel übernimmt im Gegensatze zu Lessing, der Einfälle älterer Epigrammatisten für seinen Zweck einfach ummodelt, von seinem Vorbild nur die äuſsere Form, in die er ureigensten Gedankengehalt gieſst. Es ist dies die Gattung des gereimten Epigramms, wie sie Hebbel neben dem elegischen Versmaſse fast sein ganzes Leben lang pflegte. Neben der metrischen Form fordern die Überschriften mehrerer in den Jahren 1831/2 im „Dithmarser und Eiderstedter Boten“ veröffentlichten „Flocken“ und „Einfälle“ zu einem Vergleich mit den Lessingschen Sinngedichten auf und setzen Hebbels Bekanntschaft mit ihnen voraus. Man greife z. B. die Epigramme „An Scribax“, „Der groſse Stax“ u. s. w. heraus und vergleiche diese Überschriften mit Titeln Lessingscher Sinngedichte wie „Thrax und Stax“, „Der kranke Stax“ u. s. w. Daſs auch manche der Hebbelschen Jugendepigramme in äuſserst glücklicher Weise der von Lessing aufgestellten Epigrammentheorie entsprechen und den echt epigrammatischen Ton der witzigen Zuspitzung treffen, zeigen die von R. M. Werner aus dem Nachlaſs Hebbels mitgeteilten Epigramme[2]) wie „Schluſs eines Diebes“, „Rosas Schönheit“ und „An Scribax“. Die ersten Proben aus der Hebbelschen

[1]) Br. I. 53 (München 12. V. 37).

[2]) Vgl. Die Zukunft. Jahrgang VII, 1898, No. 8, S. 326 ff.

Jugendepigrammatik brachte die Ausgabe von Johannes Krumm.[1]) Ferner hat A. Neumann[2]) in seiner Abhandlung „Aus Friedrich Hebbels Werdezeit“ in dem „Bruchstück einer Hebbel-Bibliographie“ mit Hilfe Werners eine chronologische Liste der Jugendepigramme aufgestellt, wie sie in dem Wesselburener Wochenblättchen „Königlich privilegierter Dithmarser und Eiderstedter Bote“ erschienen sind. Danach enthält der dreifsigste Jahrgang (1831, 10. Reise, 10. März) unter dem Titel „Flocken“ 13 und unter der Rubrik „Einfälle“ 15 Epigramme. Der einunddreifsigste Jahrgang dieser Zeitung (1832, 33. Reise, 16. August) brachte unter der Überschrift „Neue Flocken“ 4 Epigramme. Ein vollständiges Bild von Hebbels Jugendepigrammatik dürften wir trotz dieser Mitteilungen freilich erst in der von R. M. Werner 1901 begonnenen kritischen Gesamtausgabe der Hebbelschen Werke (Berlin, B. Behrs Verlag) erhalten.

Neben Lessing ist vor allem die Einwirkung Schillers auf Hebbels dichterisches Schaffen deutlich erkennbar. Auch durch sein eigenes Geständnis vom 5. Januar 1836 wird sie bestätigt.[3]) Er giebt jedoch darin diesen Einflufs nur in Bezug auf die dichterischen Versuche seiner Jugendzeit zu, wo er dem Philosophen Schiller „manchen Zweifel, dem Ästhetiker manche Schönheitsregel abgelauscht“ hatte. In vorgerückteren Jahren dagegen wendete er sich immer mehr von Schiller ab, weil er — so drückte er sich mit einem gehörigen Mafs von Selbstüberhebung aus — strengere Anforderungen an sich stellte, als „Seitenstücke zum Ideal und das Leben und zu andern Treibhauspflanzen, die es bei gekünstelter Farbe doch nie zu Geruch und Geschmack bringen, zu liefern.“

Unter Schillerschem Einflufs scheinen mir besonders diejenigen Jugendepigramme entstanden zu sein, in denen Hebbel sich der Form des Distichons bedient, während ihn Lessing

---

[1]) Hebbels sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Ad. Stern. VII. Bd. Gedichte. — Gesamtausgabe vom Jahre 1857. Hamburg Hoffmann & Campe. S. 193—201 „Aus den Tagebüchern“.

[2]) Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des königlichen Realgymnasiums in Zittau. Ostern 1899. Progr. No. 587.

[3]) Tgb. I. 19. 20.

zu gereimten Sinngedichten anregte. Epigramme im elegischen Versmaſse sind z. B.: „An den Menschen“,[1] „Freude“,[2] „Edles im Staube“,[3] „Freundschaft und Liebe“.[4] Das zuletzt erwähnte Gedicht hat Hebbel in einem Briefe vom 14. Februar 1832 an seinen Jugendfreund Hedde mit folgender Bemerkung[5] mitgeteilt: „Was sagst du zu nachstehenden beiden Versen, die ich neulich geschrieben habe:

Freundschaft und Liebe.

Freundschaft und Liebe erzeugen das Glück des menschlichen Lebens,
Wie zwei Lippen den Kuſs, welcher die Seelen entzückt.“

Durch Vermittelung der Schriftstellerin Amalia Schoppe, geb. Weise, deren Teilnahme Hebbel durch seine Mitarbeit an der von ihr herausgegebenen Zeitschrift „Neue Pariser Modeblätter[6] erweckt hatte, war er im Frühling des Jahres 1835 nach Hamburg gekommen. Der Gesichtskreis in Wesselburen war für seinen überreifen, ungestüm vorwärts strebenden Geist schon zu eng begrenzt gewesen, und das erniedrigende Dienstverhältnis zum Kirchspielvogte Mohr hatte drückend genug auf ihm gelastet. Das spricht sich deutlich in folgendem im Jahre 1831 gedichteten Epigramm „Blick auf die Welt“[7] aus:

„Durch ein Vexierglas erscheinen verzerrt die Dinge dir alle:
Also ein düsteres Herz sieht eine düstere Welt.“

In Hamburg jedoch verbesserte sich seine Lage im Grunde genommen nicht wesentlich. Er litt unsäglich unter

[1]) Dithmarser und Eiderstedter Bote, 30. Jahrgang 1831. (10. Reise, 10. März.) Flocken von C. F. Hebbel, No. 5.

[2]) Ebenda No. 11.

[3]) Siehe bei Krumm.

[4]) 31. Jahrgang 1832 des genannten Wochenblattes. Neue Flocken No. 4. Diese Stücke stehen auch in der Hebbelausgabe von Ad. Stern, Band VIII, S. 97, 99, 104. Auſserdem finden sich in dieser Sammlung noch folgende Epigramme im elegischen Maſse: „Der Kranz“ S. 97, „Heinrich von Züpthen“ S. 97, „Blick auf die Welt“ S. 99, „Dem Sprachkenner M.“ S. 99, „Wandlung“ S. 100.

[5]) Br. I. 9.

[6]) Hebbel arbeitete an folgenden Jahrgängen dieses Blattes mit: VI. Jahrgang 1832 (15 Beiträge), VII. Jahrgang 1833 (15 Beiträge), IX. Jahrgang 1835 (6 Beiträge).

[7]) Vgl. auch Hebbels Werke, hrsg. von Dr. K. Zeiſs, Bd. I, S. 20. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

der beschämenden Abhängigkeit von seinen hochmütigen Gönnern, dessen Gnadenbrot er essen mufste.

In geistiger Beziehung aber vollzog sich in der freien Hansastadt in seinem Innern eine Umwandlung. Immer mehr suchte er sich vom Einflusse der erwähnten Vorbilder frei zu machen.[1]) Goethes Eigenart zog ihn in ihren Bannkreis, von dessen Werken ihm nur wenig zu Gesicht gekommen war, und von dem er geglaubt hatte,[2]) „dafs zwischen ihm und Schiller ein Verhältnis, wie etwa zwischen Mahomed und Christus, bestehe."

Bisher hatte er die Reflexion für das Höchste in der Poesie angesehen. Erst Ludwig Uhland führte ihn „in die Tiefen einer Menschenbrust und dadurch in die Tiefen der Natur hinein".[2]) Das Bestreben, es dem bewunderten und hochverehrten Meister im Dichten von Liedern und Balladen gleich zu thun, liefs jedenfalls seine frühere Neigung zur Epigrammendichtung vorderhand zurück treten. Doch fuhr er fort, seine eigenartigen, Leben und Kunst umfassenden und ergründenden Gedanken in aphoristischer Form in sein Tagebuch einzutragen. Viele von ihnen und manche Abschnitzel aus seinen Dramen boten ihm dann später in Rom und Neapel reichen Stoff zur epigrammatischen Umformung.[3])

Zwei solcher Tagebuchnotizen, die eine über Luther als Orthodoxen[4]) vom 1. Juli 1835, die andere über Luthers Verdienst vom 1. August desselben Jahres,[5]) namentlich die letzte, scheinen widerzuklingen aus dem Epigramm „Orthodoxe Protestanten"[6]):

„Für die mutige That, dem Papst die Krone zu rauben,
Setzen sie Luthern zum Dank eine gleiche aufs Haupt."

---

[1]) Vgl. Tgb. I. 21 (5. I. 36) und 131 (5. XII. 38).

[2]) Tgb. I. 20.

[3]) Vgl. Hebbels sämtliche Werke, hrsg. von R. M. Werner, Bd. I, S. 412 ad Bethulien.

[4]) Tgb. I. 8.

[5]) Tgb. I. 15.

[6]) Gedichte 1848 (II.), 157.

In Heidelberg (Ostern 1836 bis 11. September 1836) sind ihm die aphoristischen Bekenntnisse bereits Bedürfnis und Gewohnheit geworden. Neben solchen Einfällen tauchen auch wieder einige Epigramme in der von Hebbel mit Vorliebe gepflegten gereimten Form auf.[1])

Unterm 1. Juli 1836 lesen wir folgenden Satz[2]): „Jede Nation findet einen Genius, der in ihrem Kostüm die ganze Menschheit repräsentiert, die deutsche Goethen.“ Diesen Gedanken überträgt Hebbel später auf Shakespeare, von dem er sagt[3]): „Man sollte so wenig von dem Engländer Shakespeare sprechen, als man von dem Juden Christus spricht.“ Aus einer augenscheinlichen Verschmelzung dieser beiden Aussprüche entstand das Epigramm „Shakespeare“[4]):

„Shakespeare war kein Britte, wie Jesus Christus kein Jude;
So wie jegliches Volk einen vertretenden Geist
In dem gröfsten Poeten, den es erzeugte, gefunden,
Fand ihn die Menschheit in ihm, darum war er nur Mensch.“

Ebenfalls vom 1. Juli 1836 stammt die Äufserung[5]): „Schwerer als dankbar zu sein, ist es, die Ansprüche auf Dank nicht zu übertreiben.“ Dieser Satz regt später den Dichter an zum Epigramm „Die Dankbarkeit“[6]):

„Wärest du wirklich die schwerste der Tugenden, wie man versichert?
Eine schwerere noch giebt es: des Danks nicht zu viel
Für die Wohlthat zu fordern, die ja der eigene Dank ist,
Den man abträgt an Gott, dafs er so reich uns beschenkt.“

Am gleichen Tage hält er auch eine Jugenderinnerung[7]) fest, die den Anfang des Epigramms „Traum und Poesie“[8]) bildet: „Jener siebenmal wiederholte Traum, von Gott ge-

[1]) Tgb. I. 23, „Neues Recht“ (4. VI. 36); 24, „Reue“ (1. VII. 36), 26, drei Epigramme ohne Überschrift (18. VII. 36).

[2]) Tgb. I. 25.

[3]) Tgb. II. 140 (Rom 21. II. 45).

[4]) Sg. II. 151.

[5]) Tgb. I. 25; vgl. auch S. 260/61.

[6]) Sg. II. 189.

[7]) Tgb. I. 25; vgl. ferner S. 92 (24. III. 38), S. 107/8 (29. VII. und 6. VIII. 38), S. 113 (13. XI. 38), S. 119 (23. XI. 38), S. 122/23 (26. XI. 38). S. 125/26 (27. XI. 38), S. 137 (2. II. 39) „Das 16. Jahrhundert lag neben mir im Bette“, II. 16 (15. XI. 43), Zeile 20/21 gleich Vers 7 und 8 im Gedicht. Vgl. ferner: Hebbels Skizze „Meine Kindheit, Kapitel 7“.

[8]) Sg. II. 175.

schaukelt zu werden. Wie ich, abends im Bett liegend, Gott zu sehen glaubte." Die bewufsten Verse lauten:

„Träume seltsamer Art besuchten einst mir die Seele:
Als ein zitterndes Kind ward ich geschaukelt von Gott . . ."

In München, wo Hebbel vom 29. September 1836 bis zum 11. April 1839 weilte, wirkten auf ihn besonders Jean Pauls Geist und Humor sprühende Werke, denen er schon in Heidelberg näher getreten war.[1]) Gerade die vielen in Richters Schriften verstreuten Aphorismen und Sentenzen bestärkten Hebbel in seiner Neigung, allerlei, was aufser und in ihm vorging, mit scharfem Auge zu beobachten und seine witzigen und sentenziösen Einfälle hierüber im Tagebuche, in Briefen und Prosaarbeiten festzuhalten.[2]) Einige Gedanken jener Zeit brachte er auch in die gereimte Form von Sprüchen und Gnomen.[3]) Bei einem Besuch der Münchner Glyptothek hatte Hebbel das Gefühl, das „ein Schnitter hat, wenn er das Ährenfeld betritt. Jede Bildsäule ein verschlossenes eigentümliches Leben, das sich mir entsiegeln soll: Aufgabe ohne Grenzen". An diesen Eindruck, über den er am 5. September 1836 im Tagebuch berichtet,[4]) erinnert er sich jedenfalls am 6. November 1843, wo er die Worte niederschreibt[5]): „Eine Jupiter-Herme: nur so aus dem Chaos aufgetaucht, und die Welt zittert schon." Bei der epigrammatischen Verarbeitung[6]) dieser beiden Sätze nennt er das der Bildsäule innewohnende Leben ein Chaos, das einen unendlichen Kampf führt, von sich selbst sich zu befrein. Das ist allerdings, wie oben bemerkt, eine „Aufgabe ohne Grenzen". — Sehr lehrreich dafür, wie Hebbel sich durch frühere Tagebuchnotizen zum spitzfindigen Weiterdenken anregen liefs, ist eine Bemerkung vom 18. Oktober 1836, worin

[1]) Vgl. Tgb. I. 23 (4. VI. 36), S. 34 (19. X. 36), S. 86 (7. III. 38), S. 119 (23. XI. 38) und Br. I. 30 (29. XI. 36), S. 32 (18. XII. 36), S. 33 und 34 (19. XII. 36); vgl. Blätter für litt. Unterhaltung, II. Bd. S. 905: „Hebbel und Jean Paul".

[2]) Br. I. 57.

[3]) Tgb. I. 34, 83, 102, 103, 135, 150, 151, 153, 154.

[4]) Tgb. I. 31/32.

[5]) Tgb. II. 16.

[6]) Sg. II. 197.

er den Unterschied zwischen einem Autor und einem Weinbauer feststellt.[1]) Diesen findet er darin, dafs der erstere schon dadurch berauscht wird, wenn „andere sich in seine Gedichte etc. berauschen", wogegen der Weinbauer „nüchtern bleibt, wenn andere seine Produkte trinken". Mit dem alle Fesseln sprengenden Feuergeist des Weines, so spinnt Hebbel diese Gedanken weiter, ist das Gedicht des vom Weine berauschten Dichters zu vergleichen, das wiederum den Hörer zur Begeisterung hinreifst. Dieser möge, so fügt er hinzu,

„nicht eher ernüchtern,
Bis er Reben gepflanzt, dafs sich schliefse der Kreis."

So entstand das Epigramm „Geschlossener Kreis."[2])

Äufserst anziehend ist es auch, zu verfolgen, aus welcher Gedankenreihe das Epigramm „Bilderpoesie"[3]) hervorging. Von einer Gegenüberstellung Friedrich Rückerts und Jean Pauls, mit der Hebbel am 19. Oktober 1836 sich beschäftigte, müssen wir ausgehen. Sie lautet[4]): „Bei Rückert ist Formlosigkeit. Wenn auch bei Jean Paul Formlosigkeit ist, so ist's ein Ozean, der über alle Grenzen hinausschwellt und die Unendlichkeit repräsentiert; geringere Geister aber sind wie ein Bach, der nur durch seine Ufer schön wird. (Nicht ganz in Bezug auf F. Rückert gesagt.)" Die schönen Ufer also schmücken, mit anderen Worten gesagt, den Bach, indem sie sich in seiner Flut spiegeln. Dieser Gedanke erfährt schon in dem Briefe an seinen Studienfreund Emil Rousseau vom 30. Dezember 1836[5]) eine bedeutungsvollere Fortbildung und Vertiefung. Hebbel will nämlich Rousseau von seiner übertriebenen Begeisterung für Rückert heilen und das Wesen der wahren und der falschen Lyrik erklären: „Leben ist Verharren im Angemessenen. Ein Teil des Lebens ist Ufer (Gott und Natur), ein anderer (Mensch und Menschheit) ist Strom. Wo und wie spiegeln sie sich, tränken und durchdringen sie sich gegenseitig? Dies scheint mir die grofse Frage von Anbeginn, die dem Dichter der Genius vorlegt."

---

[1]) Tgb. I. 33.
[2]) Sg. II. 128.
[3]) Sg. III. 413; vgl. auch R. M. Werner, Lyrik und Lyriker, S. 178.
[4]) Tgb. I. 34.
[5]) S. 41/42.

„Diese (Rückertschen) Gedichte“, so lautet die Entscheidung Hebbels, „werden auf die deutsche Litteratur einen unheilvollen Einflufs ausüben und vielleicht eine Lohensteinsche Periode zurückführen. Nichts ist gefährlicher als Mittelmäfsigkeit, die auf einiges trotzen kann“. Am 19. Oktober erklärt der Dichter ausdrücklich,[1]) es sei gefährlich, in Bildern zu denken, aber es sei nicht immer zu vermeiden; denn oft seien Bild und Gedanke identisch, besonders in Bezug auf die höchsten Dinge. Ebenfalls eine sehr scharfe Abfertigung erfährt die Poesie Anastasius Grüns am 24. März 1838 mit den Worten[2]): „Die Poesie des Ausdrucks findet weit mehr Bewunderer als die Poesie der Idee. Dies erklärt mir die Erfolge, die z. B. Grün gefunden hat. Und doch ist sie nichts.“ Bei seinem zweiten Aufenthalt in Hamburg lernt nun Hebbel am 3. April 1839 Gutzkow kennen; sie sprechen unter anderem über Freiligrath und Grün. Der Dichter berichtet darüber[3]): „Er sagte mir, dafs er mit meinen Ansichten über Lyrik übereinstimme, dafs Freiligrath und Grün in seinen Augen gespreizte Talente seien“ u. s. w. Nach diesem Gespräch erinnert sich wohl Hebbel seiner schon lange fest begründeten Ansicht über eine solche Art von Dichtern, und er schreibt noch an demselben Tage, frühere seiner Gedanken benützend, folgende Sätze ins Tagebuch[4]) nieder: „Die Poesie sei Bild, aber sie krame nicht mit Bildern! Man setzt einen Spiegel nicht aus Spiegeln zusammen.“ Hiermit stimmt das Epigramm „Bilderpoesie“ vollkommen überein:

„Setzt ihr aus Spiegeln den Spiegel zusammen? Warum denn aus Bildern
Eure Gedichte? An sich ist ein Gedicht ja ein Bild!“

Unterm 14. Dezember 1836, in einem Briefe an Elise Lensing steht ein Gedanke,[5]) der im Epigramm „Warnung“[6]) dichterisch gestaltet wurde:

„Fürchte die schlechteste Fliege, sie kann den edelsten Wein dir
Doch verderben, sie fällt eben hinein und ersäuft!“

---

[1]) S. 72 und 78.
[2]) Tgb. I. 92.
[3]) S. 158.
[4]) S. 159.
[5]) Br. I. 31, Zeile 38—40.
[6]) Sg. II. 164.

Im Sinngedicht „Zwölf Jahre später“,[1]) das Hebbel den früher entstandenen, einen unbefriedigten Zustand scharf und spitz aussprechenden Epigrammen „An die Götter“[2]) und „Conditio sine qua non“[3]) im neuen Manuskript hinzufügt,[4]) findet ein Gedanke Verwendung, den er schon am 13. April 1837 festhielt[5]): „Wie ein Mensch mehr Glück, als er verdient, ertragen kann, begreif' ich nicht; dies mufs der armseligste aller Zustände sein.“ Da das Epigramm „Zwölf Jahre später“ im Jahre 1856 entstanden ist, so müssen die beiden andern erwähnten Gedichte zwölf Jahre früher, also im Jahre 1844 gedichtet worden sein. Mit dem Epigramm „An die Götter“ dürfte denn auch jene Tagebuchstelle[6]) vom 4. Juli 1844 eine gewisse Beziehung haben, wo Hebbel in einem Wechselgespräch die Plage, die allzu enge Stiefel bereiten, mit der Not vergleicht, die ihn bedrückt. So lange ihn die Stiefel drücken, werde er an Gott denken, meint sein Unterredner, worauf der Dichter entgegnet, dann werde er ja geradezu in die Frömmigkeit hineinschreiten.

Es möge auch gleich in diesem Zusammenhange der Gedankengang aufgedeckt werden, dessen Endergebnis das Epigramm „Conditio sine qua non“[7]) darstellt:

„Götter, ich fordre nicht viel, ich will die Muschel bewohnen,
Aber ich kann es nur dann, wenn sie der Ozean rollt.“

Am 16. September schreibt Hebbel in Paris[8]): „Was bin ich für ein Mensch! Die stille friedliche Muschel, in der ich die Brandung nur von ferne höre, ist mir zu eng und das Meer mit seinem gewaltigen Wogenschlag ist mir zu weit.“ An dieses Bild erinnert sich der Dichter, als er am 15. Dezember 1843 an Oehlenschläger schreibt.[9]) Er nennt da Paris ein

[1]) Sg. III. 438.
[2]) Sg. II. 198.
[3]) Sg. II. 169.
[4]) Vgl. Tgb. II. 440 (31. XII. 56).
[5]) Vgl. Tgb. I. 58.
[6]) Tgb. II. 103. Ähnliche Gedanken in Tgb. I. 207 (2. IV. 40), S. 254 (31. XII. 41), S. 255 (1. I. 42), S. 304 (23. I. 42).
[7]) Sg. II. 169.
[8]) Vgl. Br. I. 165.
[9]) Br. I. 244; vgl. Werners Nachlese zu Hebbels Briefen. An Charlotte Rousseau, Wien, 11. April 1846; ferner: Tgb. II. 2, Zeile 9 und 10.

grofses „Lebensmeer“, in das „eine frische lebenslustige Natur (und die mufs jeder wahre Dichter haben) mit Wonne hinab taucht“. Wichtig für die Entstehung des genannten Epigramms ist auch der Brief an Elise Lensing aus Rom vom 14. Oktober 1844, worin er Rom und Paris miteinander vergleicht.[1] Paris erscheint ihm dabei wie ein Ozean, in dem man mitschwimmen kann, Rom dagegen als das Bett eines Ozeans, worin man untersuchen mufs, „wie andere vor Jahrtausenden geschwommen haben“. Bei der Gestaltung des bewufsten Epigramms jedoch taucht aus diesem Gewebe verwandter Gedanken im Geist des Dichters wieder jener Ausspruch vom 16. September 1843 auf, und Hebbel spricht nun unmittelbar den Wunsch aus, die Muschel bewohnen zu dürfen, „wenn sie der Ozean rollt.“

Am 13. April 1837 zeichnet er die Bemerkung[2] auf, einem Manne wie Napoleon, dem nichts aufser der Selbstsucht bleibt, solle man keine Selbstsucht vorwerfen. Am 14. Juli 1837 rühmt[3] er Napoleons Klugheit und stellt dazu die Dummheit seiner Widersacher in Gegensatz. Die Weiterführung dieses Gedankens[4] finden wir unterm 2. Dezember 1840, wo es heifst: „Diejenigen, die sagen: Napoleon war klug genug, andere zu nutzen, könnten ebensogut sagen: Shakespeare wufste die vorhandenen Wörter der Sprache klug genug zu mischen, so dafs ein Macbeth entstand.“ Aus dieser Gedankenreihe ist dann das Epigramm „Napoleon“[5] hervorgegangen:

„Nennt doch den Korsen nicht grofs! Er wufste den Menschen zu brauchen,
  Wies jedwedem den Platz, der ihm eignete, an,
Knüpfte, was ringsum geschah, mit klugem Geiste zusammen,
  Nutzte es listig und hieb endlich darein mit dem Schwert.
Freilich, was rühmt ihr Shakespeare! Er reihte Buchstab an Buchstab,
  Setzte am richtigen Ort Komma, Kolon und Punkt;
Mischte das Alphabet, wie andre, nur etwas geschickter,
  Bis ein Macbeth, ein Lear und ein Hamlet entstand.“

---

[1]) Br. I. 350.
[2]) Tgb. I. 58.
[3]) S. 72.
[4]) S. 231.
[5]) Sg. II. 124.

Im Epigramm „Heroen-Schicksal“ [1]) heifst es, dafs jedem Heros ein winziger Affe zur Seite stünde, „der den Kranz sich erschnappt, welchen jener verdient“. Angeregt wurde Hebbel zu diesem Distichon jedenfalls durch eine bittere Bemerkung aus dem an seine ehemalige Gönnerin Amalia Schoppe gerichteten Briefe [2]) vom 25. Mai 1837. Dort beklagt er, dafs „das Talent und das hermaphroditisch ekelhafte Zwitterding“, das „Affengenie“, „hie und da ein einzelnes Zweiglein mit einer dürftigen Frucht, einer vertrockneten Blüte“ erwischten, aber „höchstens einen — Hunger, niemals eine Seele“ stillten.

Schon am 14. Juli 1837 bekennt [3]) der Dichter, es sei für ihn eine grauenhafte Erfahrung, dafs das Kleinste wie das Gröfste und Höchste in der Menschennatur mit der Gewohnheit zusammenhängt. In innerer Beziehung zu diesem Einfall steht der Gedanke, den Hebbel am 17. November 1843 festhält [4]): Der Umstand, dafs der Mensch ein höheres Leben hoffe, deute nur darauf hin, „dafs wir dem Gegenwärtigen ewige Dauer und höchste Steigerung verleihen möchten.“ Diese beiden Gedanken scheinen bei der Gestaltung des Epigramms „Vergeblicher Wunsch“ [5]) zusammengewirkt zu haben:

„Eines find’ ich abscheulich, dafs sich das Leben nicht steigert,
Dafs dem höchsten Moment ein geringerer folgt,
Einige sterben vor Freude, warum nicht alle? Du fändest
Keine schönere Glut, uns zu verjüngen, Natur!“

Zu wiederholten Malen hat Hebbel sich bemüht, den Unterschied zwischen Genie und Talent zu erfassen, eine Unterscheidung, die schon die Dichter der Sturm- und Drangzeit festzustellen suchten. War Hebbel in der Aphorisme vom 27. Juli 1837 vom Menschen, und zwar vom Talent oder Genie desselben ausgegangen [6]) und zu dem Schlusse gekommen, dafs man sich ein höchstes Kunstwerk nur in der Gestalt denken könne, wie es der Dichter geschaffen, gerade so, wie

---

[1]) Sg. II. 170.
[2]) Tgb. I. 64 Auszug; vgl. auch ebenda S. 38 unten und S. 110 oben.
[3]) S. 73.
[4]) Tgb. II. 26.
[5]) Sg. II. 184.
[6]) Tgb. I. 74.

man sich einen Baum, Berg oder Flufs nicht anders vorstellen könne, als ihn die Natur gebildet,[1]) so geht er am 1. August 1844 von der Natur aus.[2]) Bei ihrem sich stufenweise vollziehenden höchsten Prozefs der Verdichtung scheint es, so sagt er, als ob alle untergeordneten Bildungen auf nichts weiter als auf Läuterung des Elementes abzielten. So kommt sie „vom Stein zur Pflanze, von der Pflanze zum Tier, vom Tier zum Menschen; so im Menschen zum Genie". Zu diesen beiden Tagebuchstellen vergleiche man das Epigramm „Das Genie und die Talente",[3]) und man wird die kunstvolle Verschränkung der beiden Gedanken erkennen.

Verwandt hiermit ist auch eine ähnliche Gedankenkette, aus der die Epigramme „Genie und Talent"[4]) und „Das Genie und seine Nachahmer"[5]) krystallisiert wurden. So schreibt[6]) Hebbel am 5. Dezember 1836: Mit den Schülern grofser Männer ist es gerade so bestellt, wie mit Dingen, die vom Licht beschienen werden: „zum Dank dafür, dafs das Licht sie bescheint", werfen sie Schatten. Am 19. Oktober 1837 finden wir das Bild des Schattenwerfens auf Diebe „genialer Schätze" übertragen.[7]) Solch ein Dieb nehme nur ihren Schatten mit sich fort und verrate so sich selbst. Diese Tagebuchnotiz weist auf das Epigramm „Genie und Talent" hin. Am 27. Juli 1840 macht Hebbel gewissen Schriftstellern den Vorwurf,[8]) dafs sie sich nach ihrem eigenen Schatten messen. Dafs mancher Dichter in der That so thöricht handle, spricht er in einem vom 10. Dezember 1843 datierten Brief an seinen Verleger Campe über Heine aus.[9]) Er wirft diesem Dichter vor, dafs er sich mit Leuten verbunden habe, „die er selbst ins Leben" gerufen, und erklärt: „. . . durch die Verbrüderung mit seinem eigenen Schatten ward noch keiner stark." Mit

---

[1]) Vgl. das Epigramm „Platen" Vers 10—12, Sg. III. 409.
[2]) Tgb. II. 105; vgl. auch S. 294.
[3]) Sg. III. 388.
[4]) Sg. II. 158.
[5]) Sg. II. 194.
[6]) Tgb. I. 37.
[7]) Tgb. I. 78/79.
[8]) S. 221.
[9]) Tgb. II. 44.

diesem Satz stimmt das Epigramm „Das Genie und seine Nachahmer“ fast wörtlich überein:

„Mit dem eigenen Schatten, das Bündnis würd' ich verschmähen,
Keiner wurde noch stark durch den thörichten Bund.“

Mit der vom 24. August 1837 stammenden Notiz[1]): „Ich vergebe dir gern dein Schlimmes, wenn du nur nicht schlimm dadurch geworden bist,“ hat ein sehr spät auftauchender Gedanke grofse Ähnlichkeit, den Hebbel am 15. Oktober 1851 niederschrieb.[2]) Er lautet: „Der Jugend vergebe ich lieber tausend Sünden als gar keine.“ Das ebenfalls einen verwandten Gedanken verkörpernde Epigramm „Das Gelübde“ [3]) mufs jedoch vor oder in dem Jahre 1848 entstanden sein, weil es in der in diesem Jahre zusammengestellten Gedichtsammlung Aufnahme fand.

Auf das Epigramm „Tieck“[4]) weisen die Tagebuchstellen vom 5. Januar 1838[5]) und vom 3. April[6]) desselben Jahres hin, worin Hebbel über Tieck als Novellisten sich ausläfst. Ferner bringt die Aphorisme[7]) vom 28. September 1843 denselben Gedanken, der in den ersten vier Verszeilen des besagten Epigramms poetische Fassung gefunden hat:

„Teuer mufst du es büfsen, dafs einst zum Haupt der Romantik
Dich dein kritischer Freund unvorsichtig gekrönt;
Stimmungen werden dir nun als Konfessionen gerechnet,
Träume als ein System, Launen als Dogmen der Kunst.“

Am 3. April 1838[8]) stellt der Dichter eine ethische Betrachtung über Lüge und Wahrheit an: die Lüge koste nicht blofs eine Wahrheit, sondern die Wahrheit überhaupt. Am 13. September tritt uns dieser Gedanke schon in erweiterter Gestalt entgegen[9]): „Die Lüge ist viel teurer als die Wahrheit. Die kostet den ganzen Menschen.“

---

[1]) Tgb. I. 76.
[2]) Tgb. II. 355.
[3]) Sg. II. 151.
[4]) Sg. II. 146.
[5]) Tgb. I. 81.
[6]) S. 92; vgl. auch S. 121/2, ferner 144/5.
[7]) Tgb. II. 6; vgl. auch Br. II. 221. An Uechtritz (Gmünden 25. VIII. 55).
[8]) Tgb. I. 94.
[9]) S. 224.

In dieser Fassung haben wir den im Epigramm „Lüge und Wahrheit“[1]) verarbeiteten Gedanken:

„Was du teurer bezahlst, die Lüge oder die Wahrheit?
Jene kostet dein Ich, diese doch höchstens dein Glück!“

Heines Werke nennt Hebbel in einer Tagebuchnotiz vom 3. April 1838 „Das Erzeugnis der Ohnmacht und Lüge“. Sie ermangeln des inneren Abklärungsprozesses, und die werdende Welt, in die Heine den Fackelbrand seines Witzes hineinwirft, verflammt gestaltlos für nichts und wieder nichts.“ „Diese Verklärung“, so fährt er fort, „ist aber nur dann zu gestatten, wenn ein Phönix davon fliegt; an dem Phönix fehlt es jedoch bei Heine, es bleibt nichts übrig als Staub und Asche, womit ein müfsiger Wind sein Spiel treibt.“ Während seines Aufenthaltes in Italien, als Hebbel besonders wieder seine drückende Notlage empfindet, erinnert er sich augenscheinlich jenes Bildes und wendet es verallgemeinert auf das Menschenleben an. Dieses sei „ein Verbrennungsprozefs,“ so schreibt er am 21. Februar 1845 in sein Tagebuch[2]); „. . . ein trübes Dasein ist wie ein Scheiterhaufen, der angezündet wird, während es regnet!“ Ganz dieselben Gedanken spiegelt das Epigramm „Phönix“[3]) wieder.

Der Mensch besitze alle Talente, meditiert Hebbel[4]) am 3. April 1838. Nur die bedeutendsten soll er jedoch ausbilden. Darin sieht er den Grund, weshalb so viele hartnäckig ein für sie unerreichbares Ziel verfolgen, weil sie das Gefühl haben, „nicht ganz auf dem falschen Wege zu sein.“ Diese Bemerkung greift er am 29. August 1844 wieder auf[5]) und erklärt jene Hartnäckigkeit gewisser Talente: Es sei ihnen förmlich Notwendigkeit, zu gebären. Aber leider sei „keine Notwendigkeit vorhanden, dafs das von ihnen Geborene existiere“. Diesen Gedanken finden wir im Epigramm „Auf manchen“[6]) wieder:

„Freilich thut es dir not, zu schaffen, ich glaub' es, doch leider
Thut es der Welt nicht not, dafs sie besitzt, was du schaffst.“

[1]) Sg. III. 432.
[2]) Tgb. II. 142.
[3]) Sg II. 166.
[4]) Tgb. I. 99 und 100.
[5]) Tgb. II. 108.
[6]) Sg. III. 397; vgl. R. M. Werners Nachlese zu Fr. Hebbels Briefen, S. 212. An Gustav Kühne (Wien 28. I. 47).

Das Epigramm „Der Dilettant“[1]) wäre vielleicht mit dem Einfall in Beziehung zu setzen, den Hebbel am 11. Juni 1838 seinem Tagebuch einverleibt[2]): „Wer in der Kunst auch ohne vorzügliches Talent nur immer fortschreitet und nicht stille steht, wer sich mit Ernst dessen zu bemächtigen sucht, was erlernt werden kann, der wird schon hin und wieder etwas Annehmliches leisten. Denn das, was in der Kunst Handwerk ist, steht doch unendlich viel höher als jedes andre Handwerk.“

Beim Lesen von Varnhagens Buch „Rahel“ nimmt sich Hebbel vor, regelmäfsiger und ausführlicher Tagebuch zu führen. Das erklärt er[3]) am 22. November 1838 als den einzigen Ersatz für eine so reiche Korrespondenz, wie sie dieser Frau zu führen vergönnt gewesen ist.

Mit dem Epigramm „Das Vaterunser“[4]) ist die wunderbar tiefe und geistvolle Betrachtung[5]) vom 24. November 1838 zu vergleichen. Vom 27. November desselben Jahres stammt die Notiz[6]): „Alles kann man sich denken, Gott, den Tod, nur nicht das Nichts. Hier ist wenigstens für mich der einzige Wirbel.“ Ganz denselben Gedanken enthält das Epigramm „Der Wirbel des Seins“[7]):

„Denke dir einmal das Nichts! Du denkst es dir neben dem Etwas!
Aber, da denkst du's dir nicht! Hier ist der Wirbel des Seins!“

Dieses Gedicht dürfte wohl nach 1848 entstanden sein, da es nicht in Sammlung II, sondern erst in III sich vorfindet.

Denselben Gedankengehalt wie die folgende Notiz[8]) vom 2. Februar 1839 weist das Epigramm „Schiller in seinen ästhetischen Aufsätzen“[9]) auf:

„Unter den Richtern der Form bist du der Erste, der Einz'ge,
Der das Gesetz, das er giebt, schon im Geben erfüllt.“

Im Tagebuch hatte es geheifsen: „Schiller ist alles, was das

[1]) Sg. II. 194.
[2]) Tgb. I. 106; vgl. auch S. 166.
[3]) S. 115.
[4]) Sg. II. 162; vgl. sämtliche Werke, hrsg. von Werner, Bd. I, S. 458 die Bemerkung zum Nachspiel zur „Genoveva“, Vers 287 f.
[5]) Tgb. I. 120.
[6]) S. 125.
[7]) Sg. III. 374; vgl. sämtliche Werke, hrsg. von Werner, Bd. I, S. 430.
[8]) Tgb. I. 138; vgl. auch II. 79 (25. III. 44).
[9]) Sg. II. 191.

Individuum sein kann, was sich selbst giebt, ohne sich selbst zu erkennen, und in der Meinung, etwas Höheres zu geben."

Über Platens Gedichte äufsert[1]) sich Hebbel am 4. März 1839. Was er über die durch Eindrücke der Natur erzeugten Gefühlszustände sagt, welche die „verschlossensten Geheimnisse der Menschenbrust mit dem Leben und der Welt in fruchtbare, innige Verbindung" setzen, verlangt er im Epigramm „Platen"[2]) von den Werken der Kunst. Sie sollen wirken wie die Schöpfungen der Natur.

Während seines zweiten Hamburger Aufenthaltes (31. März 1839 bis 12. November 1842) schreibt er wieder in reicher Fülle seine Einfälle in aphoristischer und poetischer Form nieder, die überraschende Ausblicke in alle möglichen Gebiete eröffnen.

Am 19. Oktober 1839 setzt er den Unterschied zwischen dem mehr äufserlichen Wirken der Natur und der auf innere Entfaltung dringenden Kunst auseinander.[3]) Auf die Frage, „Was ist der Schlüssel zur Blume?" antwortet er: „Die Sonne am Himmel" und bringt diesen Gedanken später in epigrammatische Form: „Idee und Gestalt".[4])

„Blumen hätt' ich gemalt und Bäume und Kräuter, nichts weiter?
Lieber Tadler, nur so wird die Sonne gemalt."

Gleich nach der eben erwähnten Tagebucheintragung sucht Hebbel über Novalis' Dichtweise[5]) sich klar zu werden, der, weil die ganze Welt poetisch auf ihn wirkte, sie zum Gegenstande seiner Poesie habe machen wollen. Aus der vorangegangenen Notiz schwebt ihm noch das Bild von der Sonne vor, und aus dem Epigramm „Idee und Gestalt" klingt ihm noch der Pentameter im Gedächtnis. So ruft er dem Dichter, der die Welt zum Gegenstande seiner Poesie machen will, im Epigramm „Novalis"[6]) zu:

„Was die Sonne bestrahlt, das male, aber sie selber
Male nimmer, sie geht nicht hinein in ein Bild!"

---

[1]) Tgb. I. 155/6.

[2]) Sg. II, 136.

[3]) Tgb. I. 178; vgl. auch S. 148 Zeile 10—12.

[4]) Sg. II. 141; vgl. sämtliche Werke, hrsg. von Werner, Bd. I, S. 463 (Anmerkung zum „Diamant", Prolog, Vers 105 ff.)

[5]) Tgb. I. 178.

[6]) Sg. II. 195.

Hierzu stimmt auch die Aphorisme[1]) vom 29. August 1843: „Die Sonne kann nicht Gegenstand eines Gemäldes werden.“ Noch im späten Alter scheint Hebbel sich an diese Gedankenreihe zu erinnern,[2]) als er an Adolf Strodtmann im Frühjahr 1862 (?) schreibt: „Niemand denkt weniger daran, ins Bild hinein zu tragen, was nicht ins Bild gehört, als ich, aber das rechte Bild wird doch immer von irgend einer Seite die Welt reflektieren und einen Brennpunkt dafür abgeben.“ Die beiden vorher erwähnten Epigramme sind wahrscheinlich zu derselben Zeit neben einander entstanden.

Der Beachtung wert ist auch der Gedankengang, der schliefslich zum Epigramm „Situationenstücke“[3]) führt. Am 28. Oktober 1839 schreibt der Dichter[4]): „Es giebt ideenlose Dramen, in denen die Menschen spazieren gehen und unterwegs das Unglück antreffen.“ Im Epigramm klagt er: „Situationen und keine Menschen!“ Am 26. Februar 1842 lesen wir[5]): „Es giebt Leute, die, wenn die Welt in Flammen aufginge, nur ihr Haus bedauern würden, das mit verbrannte.“ In dem eben genannten Epigramme überträgt Hebbel diesen Gedanken auf die Dichter, die „Mitleid und Furcht für ein brennendes Haus“ fordern. Einen höheren Abschlufs erhalten die erwähnten Gedanken in der Bemerkung vom 23. Juni 1847, wo es heifst[6]): „Im Leben geraten die menschlichen Charaktere freilich oft genug in Situationen hinein, die ihnen nicht entsprechen; in der Kunst darf dies aber nicht vorkommen, im Drama wenigstens müssen die Verhältnisse aus der Natur der Menschen mit Notwendigkeit hervorgehen.“

Aus zwei Eintragungen[7]) vom 20. März 1840 ist ganz deutlich die Entstehung des Epigramms „Die Scham“[8]) abzuleiten: die im Tagebuch an zweiter Stelle stehende Sentenz

---

[1]) Tgb. II. 5.
[2]) Werner, Nachlese zu Hebbels Briefen, S. 216.
[3]) Sg. II. 171.
[4]) Tgb. I. 183.
[5]) S. 267.
[6]) Tgb. II. 266. (Brief an Palleske.)
[7]) Tgb. I. 205.
[8]) Sg. II. 138.

bildet jetzt die erste Verszeile des Epigramms. Sie lautet: „Scham ist die innere Grenze gegen die Sünde." Der im Tagebuch vorangehende Satz „Die Scham, die mancher Sünder empfindet, rechnet er sich für Tugend an" wurde für die zweite Verszeile des Epigramms benützt. Nur faſst Hebbel hier den Gedanken allgemeiner:

„Scham bezeichnet im Menschen die innere Grenze der Sünde,
Wo er errötet, beginnt erst sein edleres Selbst."

Aus dem Aphorismus vom 25. März 1841: „Der Zufall ist ein Rätsel, welches das Schicksal dem Menschen aufgiebt",[1]) rundete sich das Epigramm „Zufall":[2])

„Was der Zufall mir scheint? Ein Rätsel, welches das Schicksal
Aufgiebt: löse es, Mensch, und du bindest dein Glück!"

Bei der Beschäftigung mit Byrons Tagebüchern notiert Hebbel am 22. Juni 1841 folgenden Satz[3]): „Merkwürdig ist es, daſs der Lord, der immer schieſst, nie ein Duell hat." Ganz derselbe Gedanke tritt uns in dem von Emil Kuh aus dem Nachlaſs Hebbels veröffentlichten Epigramm „Byron, der Dichter"[4]) entgegen.

Auf das Aperçu[5]) vom 29. November 1841 ist das Epigramm „Die moderne Komödie"[6]) zurückzuführen:

„Wollt ihr wissen, warum uns die echte Komödie mangelt?
Weil die Tragödie sie bei den Modernen verschluckt!
Individuen sind als solche schon komisch, an sich schon,
Nur das reine Symbol weckt den Gegensatz rein!"

Die beiden ersten Verse dieses Gedichtes sind aus folgender Frage und Antwort abgeschliffen worden: „Warum aber haben wir Neuern keine Komödie im Sinne der Alten? — Weil sich unsere Tragödie schon soweit ins Individuelle zurückgezogen." Die zweite Hälfte der Antwort, „daſs dies letztere, welches eigentlicher Stoff der Komödie sein sollte, für sie nicht mehr da ist," hat dann verallgemeinert die beiden andern Verszeilen ergeben.

---

[1]) Tgb. I. S. 241.
[2]) Sg. II. 200.
[3]) Tgb. I. 244; vgl. auch Tgb. II. 152.
[4]) Sg. IV. (1867) Gesamtausgabe von E. Kuh, S. 247.
[5]) Tgb. I. 247.
[6]) Sg. II. 139.

Im Epigramm „Vergeblicher Wunsch“[1]) findet eine Eintragung[2]) vom 2. Februar 1842 poetischen Ausklang. Der Ekel am Leben werde durch die Wiederholung derselben Dinge, das Drehen im Kreise, hervorgerufen. Selbst der Tod schliefse den Weg zur Steigerung nicht auf. Epigrammatisch verdichtet, hat dieser Gedanke folgende Fassung erhalten:

„Eines find' ich abscheulich, dafs sich das Leben nicht steigert,
Dafs dem höchsten Moment ein geringerer folgt.
Einige sterben vor Freude, warum nicht alle? Du fändest
Keine schönere Glut, uns zu verjüngen, Natur!“

Am 10. Februar 1842 klagt Hebbel[3]), die Mühle seines Geistes beginne stille zu stehen, und am 13. Februar erklärt er,[4]) warum er jetzt so selten in das Tagebuch noch seine Einfälle eintrage: „Dies kommt nicht daher, weil ich keine mehr habe, sondern weil ich keine mehr aufschreiben mag.“ Doch schon am 3. April 1842 erfahren wir, dafs die für Hebbel entsetzliche Öde seines Geistes wieder überstanden ist[5]): „Es lichtet sich in meinem Innern.“ Damit beginnt auch wieder der frische Quell seines Geistes stark zu sprudeln, und wir finden schon am 4. desselben Monats neben den beiden gereimten Epigrammen „Homo“ und „Judas“[6]) ein Epigramm im elegischen Versmafse eingetragen, das ebenfalls auf den Heilandsverräter gemünzt ist:

„Ist dir der andre erst Sache, bald wirst du dir selber zur Sache,
Und um den edelsten Preis kaufst du das niedrigste Gut.“

Es ist hier deutlich das Streben Hebbels zu erkennen, sich in der schon in seiner Jugendzeit zuweilen angewendeten[7]) Form des Distichons zu üben.

Am 12. August 1842 schreibt er[8]): „Wenn alle Menschen Genies wären, das würde ich ganz natürlich finden; dafs sie

---

[1]) Sg. II. 184.
[2]) Tgb. I. 262/3.
[3]) Tgb. I. 263.
[4]) S. 265.
[5]) Tgb. I. 276.
[6]) S. 277; vgl. auch Hebbels sämtliche Werke, hrsg. von A. Stern, VII. Bd., S. 193—201: „Aus den Tagebüchern.“
[7]) Vgl. die Ausgabe der Jugendgedichte Hebbels von J. Krumm. Neue Auflage besorgt von Ad. Stern, VIII. S. 196/7. 8.
[8]) Tgb. I. 284; vgl. II. 338 (1. I. 51), Zeile 12—15.

aber sind, was sie sind, das finde ich wunderbar." Ganz genau dasselbe sehen wir ausgesprochen in den beiden ersten Verszeilen des Epigramms „Verwunderung und Auflösung" [1])

„Wären wir alle Genies, es würde mich gar nicht verwundern,
Aber ich staunte schon oft, dafs es so wenige sind.
Dennoch ist es natürlich; wie viel ist Klumpe am Menschen
Und wie wenig Gehirn! An der Menschheit nicht mehr!"

Die beiden letzten Verszeilen des Gedichtes weisen auf den Einfall [2]) vom 29. August 1843: „Wie wenig ist Gehirn am Menschen; sollte mehr Gehirn an der Menschheit sein? Das Meiste träges, dickes Fleisch."

Zum Epigramm „Ein Wort sonder Gleichen" [3]) ist Hebbel durch ein wirkliches Erlebnis angeregt worden, worüber er am 3. September 1842 berichtet [4]): „Der junge Hamburger Dichter, Herr Ebeling, von Campe mir zugeschickt, der mir sagte, er fände seine Gedichte, wenn er sie wieder durchlese, allerdings gut, denn, wenn er sie nicht gut fände, so würde er sie ja besser gemacht haben." Das Epigramm lautet:

„Finden Sie selber sie gut? So frug ich in Hamburg den Jüngling,
Der mir den schwellenden Band seiner Gedichte gebracht.
Freilich, versetzt er mit Ruhe; denn fänd' ich sie anders, so hätt' ich
Sie ja besser gemacht! Ist es nicht einzig, dies Wort?"

Die Aussicht, sich durch persönliche Vorstellung vom Könige von Dänemark, Christian VIII., ein Reisestipendium zu erwirken, hatte Hebbel ermutigt, am 12. November 1842 nach Kopenhagen zu reisen, wo er sich bis zum 27. April 1843 aufhielt. Neben zwei gereimten Epigrammen,[5]) wovon namentlich das „Bei fallendem Schnee" überschriebene einen höchst beachtenswerten Werdegang aufweist,[6]) konnte ich im Tagebuch nur eine Aphorisme finden, woraus später das Distichenepigramm „Der schlimmste Egoist" [7]) poetisch

---

[1]) Sg. II. 142.
[2]) Tgb. II. 5; vgl. auch II. 382.
[3]) Sg. II. 159.
[4]) Tgb. I. 288/9.
[5]) Tgb. I. S. 300, Spruch (5. I. 43).
[6]) Vgl. R. M. Werners „Lyrik und Lyriker", S. 50 ff. 5. „Ein klassisches Beispiel."
[7]) Sg. II. 184.

gestaltet wurde. Es ist dies ein Einfall[1]) vom 16. Januar 1843. Während seines Aufenthaltes in Kopenhagen mufs der Dichter wohl auch jene Eindrücke empfangen haben, die das Epigramm „Bei der Beisetzung des Herzogs von Augustenburg in Kopenhagen“[2]) wiedergiebt.

Nach seiner Rückkehr aus der dänischen Hauptstadt verblieb Hebbel bis zum 11. September 1843 in Hamburg. Fast wörtlich übernimmt den Einfall[3]) vom 22. Juni 1843 das Epigramm „Frommer Spruch“.[4])

„Wie von den einzelnen Mühen und Lasten des Lebens im Schlummer,
Ruht man vom Leben selbst endlich im Tode sich aus.“

Dieses Distichon schlug Hebbel später mit einer kleinen Abänderung als Grabschrift für seine ehemalige Gönnerin Amalia Schoppe vor.[5]) Das Epigramm „Nur weiter“[6]) hat seine Wurzel in dem Gedanken[7]) vom 9. August 1843: „Das Prinzip des zuviel Regierens braucht nur bis zur letzten Konsequenz durchgeführt zu werden, dann hebt es sich von selbst wieder auf.“ Hebbel verarbeitete diesen Gedanken in die letzte Verszeile des Epigramms und bildete die vorausgehenden drei Verse aus folgenden Sätzen: „So wie man bisher jedem Dorf und in demselben wieder jeder Korporation einen Vormund gesetzt hat, so wird man zuletzt jedem einzelnen Menschen einen setzen müssen, und da man die Vormünder doch eben nur aus der menschlichen Gesellschaft selbst hernehmen kann, so wird dann jeder Mensch wieder sein eigener Vormund sein.“ So entstand das Epigramm:

„Vormund setzt ihr nach Vormund, ihr Fürsten, wer sollt' es nicht loben?
Geht nur weiter, ihr seid noch nicht völlig am Ziel.
Setzt, wie jeglichem Dorf, so jeglichem Menschen den seinen,
Dann wird wieder, wie einst, jeder sein eigener sein!“

Am 19. August 1843 finden wir wieder einmal ein gereimtes Epigramm „Der Bescheidene“ im Tagebuch eingetragen.[8])

[1]) Tgb. I. 301/2.
[2]) Sg. II. 192.
[3]) Tgb. I. 322.
[4]) Sg. II. 163.
[5]) Tgb. II. 454 (29. XI. 58).
[6]) Sg. II. 174; vgl. Werners Ausgabe, Bd. I, S. 479.
[7]) Tgb. I. 325.
[8]) Tgb. II. 3; vgl. Sterns Ausgabe, Bd. VIII, S. 197, 1.

Sehr wichtig für den Entstehungsprozeſs der Epigramme ist Hebbels Äuſserung über das Wesen und die Beschaffenheit seiner Tagebücher, die er unterm gleichen Datum niederschreibt[1]): „Im allgemeinen haben meine Tagebücher freilich sehr geringen Wert: Zustände und Dinge kommen kaum darin vor, nur Gedankengänge, und auch diese nur, soweit sie unreif sind. Es ist, als ob eine Schlange ihre Häute sammeln wollte, statt sie den Elementen zurückzugeben. Aber man sieht doch einigermaſsen, wie man war, und das ist sehr notwendig, wenn man erfahren will, wie man ist. Das ganze Leben ist ein verunglückter Versuch des Individuums, Form zu erlangen; man springt beständig von der einen in die andere hinein und findet jede zu eng oder zu weit, bis man des Experimentierens müde wird und sich von der letzten ersticken oder auseinander reiſsen läſst. Ein Tagebuch zeichnet den Weg. Also fortgefahren!"

In Paris, wo Hebbel vom 13. September 1843 bis zum 26. September 1844 weilt, werden neben zahlreichen Aphorismen, deren gröſster Teil uns in epigrammatischer Abrundung in der zweiten Gedichtsammlung entgegentritt, die gereimten Epigramme immer zahlreicher,[2]) besonders im Jahre 1844.

In der Weltstadt besichtigt der Dichter die berühmtesten Bauwerke. Die Kirche „Notre Dame de Paris"[3]) erscheint ihm, so schreibt er am 3. Oktober 1843 an Elise,[4]) als „ein wahrhaft mittelalterliches Gebäude, schwarz, finster, schnörkelhaft, das ungefähr wie eine Krähe aussieht, die sich verspätet hat und die mit blinden Augen in den rings umher aufgeblühten Mai hineinstiert." Ganz dasselbe Bild erhielt im Epigramm gleichen Namens metrische Fassung:

„Mittelalterlich, ja! Wie eine verspätete Krähe
Nimmt die Kirche sich aus in dem blanken Paris.
Regen und Schnee sind verschwunden, und Frühling ist es geworden,
Blind nun stiert sie hinein in den blühenden Mai!"

---

[1]) Tgb. II. 1.

[2]) Tgb. II. 55, Gnome (23. XII. 43); S. 66. Gnome und Spruch (15. I. 44); S. 68 Epigramme (20. I. 44); S. 80, 81, 82 2 Epigramme (25. und 31. III. 44); S. 104 „Menschenbedenken" (1. VIII. 44).

[3]) Sg. II. 148.

[4]) Tgb. II. 6 und Br. I. 174 (3. X. 43).

Aus den Eintragungen[1]) gleichen Datums über das Pantheon bildete sich das Epigramm „Ein Napoleonscher Senator im Pariser Pantheon“.[2]) Am 6. November 1843 notiert[3]) Hebbel: „Was hilft es dir, dafs deine Uhr richtig geht und die Stadtuhr geht verkehrt? Umsonst wirst du dich auf die Sonne berufen, wenn du zu früh oder zu spät kommst.“ Dieser Einfall liegt dem Epigramm „Der Praktiker spricht“[4]) zu Grunde:

„Willst du menschlich mit Menschen in Städten der Menschen verkehren,
Stelle die Uhr nach dem Turm, nicht nach der Sonne, mein Freund!“

Am 11. November 1843 schreibt Hebbel[5]): „Wie fest hält der Baum eine unreife Frucht und der Geist ein unreifes Gebilde! Wie lösen sich beide, wenn sie gereift sind, von selbst ab!“ Vereinfacht erscheint dieser Gedanke[6]) am 20. September 1847: „Noch hält der Zweig seine Äpfel fest, der Wind gewinnt sie ihm nicht ab, und du kannst sie nicht erreichen. Lafs sie nur wachsen und reifen, dann beugen sie ihn und fallen dir von selbst vor die Füfse.“ Das Epigramm „An die Erde“[7]) enthält denselben Gedanken:

„Gönne dem Baum die Freude, gen Himmel zu wachsen, o Erde,
Was er an Früchten erzeugt, wirft er dir doch in den Schofs!“

Mit einer Tagebuchstelle[8]) vom 24. November 1843 ist das Epigramm „Antwort“[9]) in Beziehung zu setzen:

„Hätte der Rüstige nicht so viel gedichtet, er hätte
Höhere Flüge gethan, hätte die Sterne erreicht!
Wäre die Wiese nicht leider in Butterblumen zerflossen,
Eine Aloe wär' ihrem Schofse entsprofst!
Giebst du das letzte nicht zu, so mufs ich das erste bestreiten,
Nie zerfliefst ein Krystall, aber ein Tropfe zerrinnt!“

Dem ersten Distichon entspricht der Satz: „Wenn dieser Schriftsteller nur nicht so viel geschrieben hätte, er hätte gewifs was Besseres gemacht! So spricht der gebildete

---

1) Tgb. II. 7, Zeile 1—10; S. 37, Zeile 12—14; vgl. hierzu Br. I. 175 (3. X. 43).
2) Sg. II. 171.
3) Tgb. II. 15.
4) Sg. III. 444.
5) Tgb. II. 23.
6) S. 283.
7) Sg. II. 179.
8) Tgb. II. 17.
9) Sg. II. 160.

Jan Hagel und erklärt sich Uhlands Vortrefflichkeit aus seinem einen Band und Friedrich Rückerts Jämmerlichkeit aus seinen 30 Bänden." Noch wörtlicher enthält das zweite Distichon des Epigramms den Schlufssatz: „Jawohl, wenn jener Acker seine Gänse- und Butterblumen nur nicht herausliefse, es entstünde sicher eine Aloe!"

Fast wörtlich stimmt das Epigramm „Niederländische Schule"[1]) mit der Notiz[2]) vom 1. Dezember 1843 überein, ebenso das Epigramm „Kriegsrecht"[3]) mit dem Einfall[4]) vom 20. Dezember 1843.

Unter gleichem Datum lesen wir: „Nebucad Nezar frafs Gras. Symbolisch zu verstehen: er war ein Liebhaber von Salat und wurde deshalb für verrückt ausgeschrieen. So müssen grofse Geister, die zum Heile der Menschheit neue Entdeckungen machen, es büfsen!" Am 10. Juli 1847 hat Hebbel diesen Gedanken schon etwas abgeändert und ihm eine mehr persönliche Beziehung gegeben[5]): „Seltsame Manier, mit einem lebendigen Menschen umzugehen! Also nur darum ein Nebucad Nezar der Litteratur, um mit der Zeit auf allen Vieren zu kriechen und Gras zu fressen?" Am 6. September 1850 lesen wir[6]): „Wenn man Montags grüne Blätter zu sich nimmt, Dienstags Essig und Mittwochs Öl: kann man dann Donnerstag sagen, man habe Salat gegessen?" Aus dieser Gedankenkette ist offenbar folgendes von Werner aus dem Hebbelschen Nachlafs mitgeteilte Epigramm entstanden[7]):

„Montags verzehrt er die Blätter, und Dienstags trinkt er den Essig,
Mittwochs geniefst er das Öl; sagt mir nun: afs er Salat?"

Am 24. Dezember 1843 bezweifelt Hebbel, dafs man als Zeitgenosse Napoleons ihn richtig gewürdigt haben würde. Der Selbsterhaltungsdrang ist es, der immer die kleinere Erscheinung antreibt, der gröfseren gegenüber sich zur Wehre zu setzen: „Der Apfel, der Blut werden und so im Menschen

[1]) Sg. II. 143.
[2]) Tgb. II. 39, Zeile 23—26.
[3]) Sg. III. 414.
[4]) Tgb. II. 53.
[5]) Tgb. II. 272.
[6]) S. 330.
[7]) Vgl. Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 332.

zu Ehren gelangen soll, trotzt noch zwischen den Zähnen." In erweitertem Sinne bringt diesen Erfahrungssatz das Epigramm „Transsubstantiation"[1]):

„Zwischen den Zähnen noch wehrt sich der Apfel gegen den Menschen,
Aber so wehrt sich der Mensch gleichfalls gegen die Welt!"

Im Epigramm „Verschiedener Kasus"[2]) liegt die Verarbeitung eines Einfalles[3]) vom 3. Januar 1844 vor. Unter demselben Datum steht auch wieder ein Versuch Hebbels in Distichenform, den er in seine zweite Gedichtsammlung mit einer kleinen Abänderung der zweiten Verszeile und der Überschrift „Der Gröfste"[4]) aufnahm. Die Notiz[5]) vom 23. Januar 1844 stimmt zu dem im „Anhang zu den Epigrammen" befindlichen Gedicht „Poetische Licenzen".[6]) Am 26. Januar 1844 berichtet Hebbel seiner Hamburger Freundin über seinen Aufenthalt in dem „schönen, herrlichen" Paris,[7]) wobei ihm sein Geist fast täglich „etwas Neues, bald ein Gedicht, bald eine reiche Ideenader, bald einen wichtigen Brief oder etwas Ähnliches" bringe. Am 31. desselben Monats hält er den lieben Deutschen ihre Thorheit vor,[8]) dafs sie an Leuten, die sie bei ihren Lebzeiten nicht als die ihrigen betrachteten, immer etwas verloren zu haben glauben, sobald sie gestorben sind. Dafs die Deutschen namentlich ihren Dichtern gegenüber so handeln, spricht das Epigramm: „Nach der Lektüre eines deutschen Dichter-Nekrologs"[9]) aus:

„Unglückseliges Volk, das deutsche, mit seinen Talenten,
Dafs es an keinem besitzt, aber an jedem verliert."

Im Epigramm „Das revolutionäre Fieber"[10]) findet die Eintragung[11]) vom 31. Januar 1844 Verwendung: „Die Revolution

---

[1]) Sg. II. 158.
[2]) Sg. II. 156; vgl. Werners Nachlese zu Hebbels Briefen, Bd. I, S. 290/1. An E. Palleske (23.—26. V. 50).
[3]) Tgb. II. 77.
[4]) Sg. II. 195.
[5]) Tgb. II. 70/1.
[6]) Sg. II. 210.
[7]) Br. I. 205.
[8]) Tgb. II. 73.
[9]) Sg. III. 412.
[10]) Sg. II. 145.
[11]) Tgb. II. 77.

ist eine Krankheit des Volks, aber eine solche, an der Könige sterben."

Am 8. Februar 1844 schreibt Hebbel ins Tagebuch[1]): „Die Zeit steht darum nicht still, weil man die Uhr anhält, es wird Abend, obgleich der Zeiger noch immer auf Mittag zeigt. Wenn doch die Menschen dies bedächten!" Mit diesem Satz, dem er am 21. Februar 1845 auch gereimte Form[2]) giebt, stimmt das Epigramm „Die Zensur"[3]) überein:

„Haltet die Uhr nur an und denkt, nun wird es nicht Abend!
Stand die Zeit schon still, weil ihr Weiser es that?"

Mit dem Epigramm „Auf einen Menschenfeind"[4]) vergleiche man den Gedanken[5]) vom 11. März 1844.

Im Anschlufs an eine Aussprache[6]) über die zwei verschiedenen Arten der Offenbarung, über Denken und Darstellen, sagt Hebbel am 12. August 1838: „Darum sind im Lauf der Zeit alle philosophischen Systeme abgethan worden, aber kein einziges Kunstwerk." Auf diese Erörterung hat im Epigramm „Philosophie und Kunst"[7]) der Satz Bezug: „Ein System verschlingt das andre." Der Schlufsgedanke des Epigramms „Doch neben dem Shakespeare, jung und frisch, wie der Mai, wandelt noch immer Homer" wurde jedenfalls aus dem Einfalle[8]) vom 18. März 1844 übernommen: „—Homer—Ilias. Es ist unstreitig das unvergänglichste Gedicht, unvergänglicher wie Shakespeare und alles."

Am 2. April 1844 berichtet Hebbel an Elise, dafs er sich mit dem Dichten von Distichen beschäftigt habe[9]): „Bei alledem ist das Gedicht gut, und ich darf's nicht vernichten; aber 32 Distichen, die ich gestern in Luxemburg auf eine schöne Engländerin machte, sind besser."

---

[1]) Tgb. II. 77.
[2]) Tgb. II. 140.
[3]) Sg. II. 145.
[4]) Sg. III. 429.
[5]) Tgb. II. 78.
[6]) Tgb. I. 110.
[7]) Sg. III. 395.
[8]) Tgb. II. 79.
[9]) Br. I. 217.

Das Epigramm „Nach dem ersten Abend bei Frankoni in Paris“[1]) enthält zunächst den von der Notiz[2]) vom 13. April desselben Jahres festgehaltenen Gedanken: „Das Leben im Menschen ist wie Proteus in den Armen des Odysseus.“ Ferner erweitert es die Eintragung vom 28. April.

Über den Begriff der Allegorie hat Hebbel oft tief nachgedacht und geschrieben. Schon am 1. Juli 1836 lesen wir[3]): „Eine poetische Idee läſst sich gar nicht allegorisch ausdrücken; Allegorie ist die Ebbe des Verstandes und der Produktionskraft zugleich.“ Am 26. April 1840 erscheint der Gedanke kürzer gefaſst[4]): „Allegorie entsteht, wenn der Verstand sich vorlügt, er habe Phantasie.“ Am 17. Mai 1844 endlich heiſst es: „Die Allegorie verhält sich zum wahren poetischen Lebensbilde, wie eine Landkarte zu einer Landschaft.“ In dieser Wendung tritt uns denn auch der Gedanke im Epigramm „Allegorie und Symbol“[5]) entgegen:

„Wie zur Landschaft die Karte, der tote Aufriſs zum Bilde,
Steht die Allegorie zu dem beseelten Symbol.“

Das Epigramm „Gottes Rätsel“[6]) wurde durch die Notiz[7]) vom 13. Juni 1844 angeregt: „Kinder sind Charaden, den die Eltern aufgegeben werden.“

Eingehende Beachtung verdient auch der Gedankenbau, dessen poetischen Schluſsstein das Epigramm „Originalität“[8]) darstellt. Am 25. Juni 1844 sagt Hebbel,[9]) die Natur scheine sich in allen Möglichkeiten erschöpfen und alles erschaffen zu müssen. „Es mag ein reizendes Spiel für sie sein, vielleicht am pikantesten, wenn sie das hervorruft, was ihre ewigen Zwecke stört oder doch durchkreuzt; denn für sie bleibt jede trotzende Erscheinung ja nur ein Kind, dem der Vater Waffen

---

1) Sg. II. 187.
2) Tgb. II. 85, Zeile 8—13.
3) Tgb. I. 24.
4) S. 213.
5) Sg. II. 196; vgl. Werners Nachlese zu Hebbels Briefen, S. 204. An L. Gurlitt (Wien, 26. XI. 46).
6) Sg. III. 384.
7) Tgb. II. 96.
8) Sg. II. 201.
9) Tgb. II. 99.

zum Zeitvertreib gegeben hat und das ihn damit bedroht." Diesen Gedanken enthalten mit etwas anderen Wendungen die beiden ersten Verszeilen des genannten Epigramms. Den beiden anderen scheint ein Ausspruch[1]) vom 12. April 1846 zu Grunde zu liegen: „Es giebt kranke, mifsgeschaffene Gedanken, die ihrer Verwandtschaft mit dem Wahnsinn ihre ganze Originalität verdanken."

Zum Epigramm „Das gröfste Hindernis"[2]) pafst der Satz[3]) vom 4. Juli 1844: „Man soll über die Brücke gehen und baut sich ein Haus darauf."

Die Eintragung[4]) vom 1. August 1844 — „Er ist kein Vogel, aber ein Tausendfufs! Jedes sogenannte Talent" — ergiebt das Epigramm „An —"[5]):

„Vogel glaubst du zu sein, ich mufs es leider bestreiten,
Aber ein Tausendfufs bist du, ich räume es ein."

Ein anmutiges Naturerlebnis, das Hebbel seiner Freundin in einem Briefe vom 7. August 1844 auschaulich schilderte,[6]) verdichtete er später zum Epigramm „Schwalbe und Fliege".[7]) Eine Stelle desselben Briefes weist auf das Distichon „Ein Garten"[8]) hin. Das Epigramm „Ethischer Imperativ"[9]) giebt den Einfall[10]) vom 29. desselben Monats wieder: „Man sollte seine Fehler immer für individuelle und seine Tugenden für allgemeine halten, man macht es leider aber immer umgekehrt." — Das Epigramm „Jetziger Standpunkt der Geschichte"[11]) ist auf die Aphorisme[12]) vom 14. September desselben Jahres zurückzuführen: „Die bisherige Geschichte hat nur die Idee des ewigen Rechts selbst erobert; die kommende wird sie anzuwenden haben."

---

[1]) Tgb. II. 159; vgl. auch I. 79, Zeile 3—6.
[2]) Sg. II. 191.
[3]) Tgb. II. 103.
[4]) S. 106.
[5]) Sg. II. 172.
[6]) Br. I. 236, Zeile 39.
[7]) Sg. III. 349.
[8]) Br. I. 239; Sg. II. 164.
[9]) Sg. III. 429.
[10]) Tgb. II. 108.
[11]) Sg. II. 180.
[12]) Tgb. II. 109.

Am 26. September 1844 hatte Hebbel Paris, die „schöne, herrliche Stadt“ verlassen, über die er vor seinem Abschied schrieb,[1]) sie werde immer der Mittelpunkt aller seiner Wünsche bleiben, und der er den Segenswunsch widmete, sie möge „länger als alle Städte der Welt zusammengenommen“ blühen. Diese Ansicht hat er in der That nie geändert, denn noch bei seinem späteren Aufenthalt in Paris schreibt er am 25. Juni 1862 an seine Frau Christine über die französische Hauptstadt[2]): „Es ist und bleibt die angenehmste Stadt der Welt.“ Am 3. Oktober 1844 war er in der ewigen Roma angelangt, die schon sehr früh[3]) das Ziel seiner Wandersehnsucht gebildet hatte. Doch vergeblich hatte er gehofft, dafs die poetische Schaffenskraft ihn wieder überkommen werde.[4]) Schon am 10. Oktober hatte er diese dumpfe seelische Stimmung durch Abschrift des aus Goethes „Römischen Elegien“ stammenden Distichons[5]) zu erkennen gegeben:

„Ja, es ist alles belebt[6]) in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma, nur mir schweiget noch alles so still.“

Am 15. September 1852 schrieb Hebbel an F. A. Brockhaus über diesen Zustand bezeichnend[7]): „Es dauerte einige Zeit, bis mir das alte Rom aus dem modernen entgegentrat, die ewige Stadt aus dem Schneckengehäuse, worin sie jetzt steckt; dann aber war der Eindruck um so gewaltiger, je mehr er ein rein objektiver, nicht durch künstliche Erhitzung hervorgerufener war.“

Ebenfalls unterm 10. Oktober 1844 steht ein Gedanke,[8]) der aus den letzten beiden Verszeilen des Epigramms „Colosseum und Rotunda“[9]) widerklingt. Aus Briefstellen vom 14. Oktober 1844 lassen sich die drei Epigramme „Das

---

[1]) Tgb. II. 110.
[2]) Werners Nachlese, Bd. II, S. 241.
[3]) Tgb. I. 26 (18. VII. 36), Zeile 18—26 und S. 53 (1837), Zeile 32.
[4]) Br. I. 353 (14. bez. 16. X. 44) an E. L. und Tgb. II. 115 (31. XII. 44).
[5]) Tgb. II. 111.
[6]) Bei Goethe steht „beseelt“.
[7]) Werners Nachlese, Bd. I, S. 418.
[8]) Tgb. II. 110; vgl. auch Br. I. 351 (16. X. 44) und Br. II. 213.
[9]) Sg. II. 123.

römische Pantheon",[1]) „Laokoon"[2]) und „Scirocco in Rom"[3]) ableiten. Das letztere erwähnt Hebbel am 7. Juli 1845 in einem Briefe[4]): „Das blofse Dasein wird Arbeit! sage ich in einem meiner Epigramme, und nichts kann wahrer sein."

Ein gröfserer dichterischer Wurf, wie etwa das längst geplante Drama „Moloch", will ihm nicht gelingen. Doch sein reger Geist, auf den Lebenszustände und Ereignisse mannigfachster Art nachhaltigen Eindruck machen, und der durch sie und durch auserlesene Lektüre zur Ergründung tiefer Probleme angeregt wird, kann nicht rasten. Zur Aussprache hierüber erscheint ihm immer mehr die Form des Epigramms, des gereimten und vor allem des im elegischen Versmafse, geeignet, und er strebt darnach, sich dieser Gattung ganz zu bemächtigen. So berichtet er am 29. Mai 1845 zum erstenmal in einem Briefe[5]) an Elise, dafs er viele Epigramme gedichtet habe: „Nun kannst du freilich fragen, was mir Italien verspricht. Ich kann nichts darauf antworten, als dafs ich, wenn mich nicht alle Zeichen trügen, mich hier selbst noch einmal wiederfinden und etwas arbeiten werde. Habe ich doch, seit ich dir zuletzt schrieb, über hundert Gedichte gemacht." Dieser hier gemeinte „letzte" Brief trug die Daten „8. März und 8. April". Also wären die erwähnten „hundert Gedichte" in der Zeit vom 10. März bis 29. Mai entstanden. Und zur näheren Bezeichnung dieser „hundert Gedichte" fügt Hebbel hinzu[6]): „Du wirst erstaunt gewesen sein, oben von hundert Gedichten zu lesen, da die Gedichte ja sonst nicht so zahlreich wie Heuschrecken bei mir anzukommen pflegen. Es sind Gedankengedichte, bis auf wenige: zehn Sonette (zum Teil sehr gelungen), einige Lieder und neunzig Epigramme; aber Epigramme in einem höheren Sinn, in welchen ich meine tiefsten Anschauungen über Kunst, Sprache, Poesie u. s. w. niedergelegt habe, und zuweilen sehr grofs, dreifsig bis fünfzig Verse. Sie werden Aufsehen erregen, denn sie sind

[1]) Sg. II. 182; vgl. hierzu Br. I. 351.
[2]) Sg. II. 127; vgl. hierzu Br. I. 351.
[3]) Sg. II. 131; vgl. hierzu Br. I. 373.
[4]) Br. I. 373.
[5]) Br. I. 373.
[6]) S. 368/9.

durchgehend polemisch, aber nicht polemisch wie Zeitungsartikel, sondern wie das Feuer. Natürlich sind auch Schilderungen italienischer Volks- und Lebensmomente darunter, sowie Darstellungen problematischer Seelenzustände, die sich nicht lyrisch, sondern nur epigrammatisch aussprechen lassen. Ich habe mich einer neuen Form bemächtigt, die ich sehr bequem finde, das Verschiedenartigste zu fassen."

Vom 10. Oktober 1844 an finden wir aufser der bereits erwähnten Notiz über das Kolosseum und aufser einer Briefstelle[1]) vom 31. Januar 1845, die auf das Epigramm „Auf eine Biene in der Villa Medici"[2]) zu weisen scheint, bis zum 1. Februar 1845 keine Aphorismen, die sich als Keime zu Epigrammen erweisen könnten. Noch immer hält die dumpfe Öde im Geiste des Dichters an, wie wir aus einer Frage[3]) vom 18. Oktober 1844 bereits entnehmen konnten: „Warum steht noch nichts über Rom in diesem Tagebuch? Weil etwas ganz Besonderes darin stehen sollte!" Endlich am 11. Januar 1845 berichtet der Dichter freudig, dafs sich sein Befinden gebessert habe, und dafs das poetische Schaffensvermögen wieder in seinem Innern sich rege.[4]) Wie schon bemerkt, erst am 1. Februar desselben Jahres tritt uns ein Einfall[5]) entgegen, den wir mit einem Epigramm, nämlich „Der Greis",[6]) in Zusammenhang bringen können. Die bereits erwähnte Notiz[7]) vom 1. Februar über das Genie und das Talent enthält einen ähnlichen Gedanken wie das Epigramm gleichen Namens.[8]) Vom 6. Februar 1845 stammt die Notiz,[9]) die im Epigramm „Zu hoher Preis"[10]) poetische Gestaltung fand, ebenso der im Epigramm „An den Menschen"[11]) verkörperte Gedanke[12]): „Ach, meine Augen

[1]) Br. I. 356.
[2]) Sg. II. 129.
[3]) Tgb. II. 111.
[4]) S. 118.
[5]) S. 122, Zeile 10—11.
[6]) Sg. II. 150.
[7]) Tgb. II. 125, Zeile 28 ff.
[8]) Sg. II. 158.
[9]) Br. I. 359.
[10]) Sg. II. 162.
[11]) Sg. III. 380.
[12]) Br. I. 366.

sind so schrecklich scharf, ich schaue durch die Erde hindurch, und ich sehe die Toten, wie sie verwesen, nun sehe ich die Blumen, die sie bedecken, nicht mehr.“ Das Endglied einer langen Gedankenkette ist das Epigramm „Kriterium der Bildung“.[1]) Der erste Keim desselben[2]) tritt schon am 13. April 1837 ans Tageslicht: „Gewiſs ist es ein guter und insbesondere mir für Erlangung weiterer Bildung anzuratender Weg, von irgend einem Punkt in irgend einer Wissenschaft auszugehen und sich dabei über alles, was aus anderen Wissenschaften dahin einschlägt, nebenbei zu belehren.“ Am 10. Dezember 1841 spricht sich Hebbel über das Menschenleben aus[3]): „Was ist Leben? Du stehst im Kreis, bist durch den Kreis beschlossen; wie könnte der Kreis wieder, sei er als Bild oder Begriff, in dir sein? das Ganze vom Teil umfaſst werden, in ihm aufgehen?“ In Verse gebracht, tritt uns dieser Gedanke in den beiden ersten Zeilen des bewuſsten Epigramms entgegen:

„Mancher ist ehrlich genug, mit Ernst und Eifer zu forschen,
Was er ist in dem Kreis, den die Natur ihm bestimmt.“

Am 1. Mai 1843 begründet[4]) Hebbel seine Behauptung, Neues könne „im wissenschaftlichen Kreise durchaus nicht geliefert werden.“ Erst der Ausspruch[5]) vom 16. Februar 1845 kommt dem Grundgedanken des genannten Epigramms nahe: „Bildung hat nur der erlangt, der sein Verhältnis zum Ganzen und zu jedem der unendlichen Kreise, aus dem es besteht, abzumessen weiſs, und daraus ergiebt sich unmittelbar die richtige Würdigung unseres individuellen Leistens und zugleich auch aller und jeder Belohnungen, die das Geschlecht, das aus lauter solchen Punkten, wie wir selbst sind, zusammengesetzt ist, gewähren kann.“

Rom, dessen antiquarische Seite weniger Reiz für Hebbel hatte, erschien ihm, wie er sich am 20. Februar 1845 äuſsert,[6]) wie ein Grab der Vergangenheit, „in dem wir wie Würmer herumkriechen, um uns einen Maſsstab für unsere Kleinheit

[1]) Sg. II. 182.
[2]) Tgb. I. 60.
[3]) S. 248.
[4]) S. 318.
[5]) Tgb. II. 126.
[6]) Tgb. I. 26.

daraus hervorzuscharren." Begeistert spricht er von dem Blau des italienischen Himmels. So heifst es denn auch im Epigramm „Rom"[1]):

„Rom, schon bist du Ruine und wirst noch weniger werden,
Aber dein Himmel verbürgt mir die ewige Stadt . . ."

Ebenfalls unterm 20. Februar 1845 steht ein dem Epigramm „Philosophenschicksal"[2]) zu Grunde liegender Einfall.[3]) An Aphorismen, gereimten Epigrammen[4]) und Distichen besonders reich ist der 21. Februar desselben Jahres. So weist ein Gedanke[5]) auf das Epigramm „Tiberius' Antwort"[6]) hin, ein anderer[7]) auf das Epigramm „An das Glück".[8]) Ferner finden wir daselbst eine Aphorisme[9]) und eine teilweise Ausführung[10]) derselben, die das von R. M. Werner mitgeteilte Epigramm[11]) vom 21. August 1845 „Der schönste Tod und der schlimmste" hervorrief. Es folgen tiefe Bemerkungen über die deutsche Sprache,[12]) worüber Hebbel wiederholt[13]) sich äufsert: Gedanken, die zum Teil mit ins Epigramm „Unsere Sprache"[14]) verflochten sind. Ebenfalls der 21. Februar 1845 zeitigt den im Epigramm „Shakespeare"[15]) verarbeiteten Einfall.[16]) Und zwar bildet dieser die erste Verszeile jenes Epigramms. Die drei andern Verse dürften

[1]) Sg. II. 168; zu diesem Epigramm vgl. auch Br. I. 373 (7. VII. 45).
[2]) Sg. II. 144.
[3]) Tgb. II. 129, Zeile 28—31; vgl. auch Br. I. 265 (27. II. 45).
[4]) Tgb. II. 139 3 Epigramme; S. 140 2 Sprüche; S. 141 5 Sprüche; S. 142 Spruch; S. 143 2 Sprüche; S. 145 Spruch.
[5]) Tgb. II. 137, Zeile 4.
[6]) Sg. III. 426.
[7]) Tgb. II. 137, Zeile 5—7.
[8]) Sg. III. 377; vgl. hierzu Tgb. I. 29, Zeile 15/16 (2. XI. 36) und Tgb. I. 228, Zeile 1—2 (23. X. 40).
[9]) Tgb. II. 138, Zeile 1—2.
[10]) Ebenda, Zeile 18—21.
[11]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 330.
[12]) Tgb. II. 138.
[13]) Tgb. I. 119—120 (23. XI. 38); S. 224; S. 225 (13. XI. 40); Tgb. II. 143 (21. II. 45) und II. 175 (4. IX. 46).
[14]) Sg. II. 176—78.
[15]) Sg. II. 151.
[16]) Tgb. II. 140.

auf einen ähnlichen Gedanken[1]) vom 1. Juli 1836 zurückgehen. Ebenfalls unter demselben Datum weist das Tagebuch wieder einmal ein Epigramm in Distichenform[2]) auf, das erst in der Sammlung von 1857 unter dem Titel „Fatale Konsequenz"[3]) mit mehreren Abänderungen Aufnahme fand. Es schliefsen sich an zwei weitere Epigramme im elegischen Versmafse,[4]) wovon das erste unter dem Titel „Der Allerdeutscheste"[5]) der Sammlung von 1848 mit zwei Abänderungen, das andere „Auf dem Kapitol"[6]) mit Änderung der zweiten Verszeile einverleibt wurde. Gleichfalls auf Aphorismen vom 21. Februar 1845 sind noch die beiden Epigramme „Die Techniker in der bildenden Kunst"[7]) und „Das Feuer"[8]) zurückzuführen.

Am 30. März 1845 schreibt Hebbel an seine ihn zur Heirat drängende Hamburger Freundin,[9]) der Dichter müsse eine behagliche Existenz haben, ehe er arbeiten könne; „andere arbeiten, um diese Existenz zu erlangen." Mit Umstellung der beiden Sätze verwendet er den Einfall im Epigramm „Situation des Dichters".[10]) Der im Epigramm „Natur des Einfalls"[11]) verdichtete Gedanke fand schon einmal in einem gereimten Sinngedicht[12]) vom 30. März poetischen Ausdruck. Auf die Epigramme „Die Kuppelbeleuchtung in Rom"[13]) und „Italien"[14]) deuten Stellen aus dem Briefe an Elise desselben Datums. — Das Epigramm „Goethes Belobungen"[15]) klingt an die Tagebucheintragung vom

[1]) Tgb. I. 25.
[2]) Tgb. II. 140 unten.
[3]) Sg. III. 444.
[4]) Tgb. II. 141.
[5]) Sg. II. 201.
[6]) Sg. II. 130.
[7]) Sg. II. 160; vgl. hierzu: Tgb. II. 142 und 279.
[8]) Sg. III. 443; vgl. hierzu: Tgb. II. 143.
[9]) Br. I. 366; vgl. auch Tgb. II. 146.
[10]) Sg. II. 198.
[11]) Sg. II. 172.
[12]) Tgb. II. 146; vgl. auch Tgb. I. 23 (4. VI. 36).
[13]) Sg. II. 135; vgl. auch Br. I. 363.
[14]) Sg. II. 133; vgl. auch Br. I. 364.
[15]) Sg. II. 186.

20. April 1845 an[1]): „Was heifst loben? Einem andern sein Dasein bestätigen. Welche Anmafsung!“ Das Epigramm „Ariost“[2]) spiegelt folgenden Einfall[3]) vom gleichen Datum wider: „In so reizender Form hat wohl noch nie jemand die Abgeschmacktheit des Weltwesens dargestellt wie Ariost.“ Ebenfalls mit Aphorismen gleichen Datums haben Beziehung die Epigramme „Modernes Privilegium der Wissenschaft“[4]) und „Die Komödie“.[5]) — In Rom werden gewifs auch noch folgende Epigramme entstanden sein, über die wir aus den Tagebüchern und aus dem Briefwechsel nichts erfahren, „La chiesa sotterranea dei Capucini a Roma“,[6]) „Via Appia“,[7]) „Der Epheu am Grabe der Caecilia Metella“,[8]) „Monolog eines römischen Modelljägers“,[9]) „Der wahre Papst“,[10]) „Ahnenstolz der Völker“,[11]) „Unterschied“.[12])

Am 16. Juni 1845 reiste Hebbel von Rom nach Neapel. Auf der Rast in Albano erlebte er jene ergötzliche Situation, die uns das Epigramm „In Albano“[13]) veranschaulicht. Noch am 5. Juni 1851 erinnerte er sich genau an jenen heiteren Vorfall. Ihm ergehe es oft, so schrieb er an diesem Tage dem Berliner Dramaturgen Heinrich Theodor Rötscher,[14]) ähnlich wie „jenem Esel in Italien, der sich mit aus dem Halse hängender Zunge drei Schritte vom Brunnen in der glühenden Mittagshitze unerquickt niederlegen wollte“. Auch er bedürfe „in Dingen, die nicht Kopf und Kragen angehen“, des Anspornes seiner Freunde, „einen Entschlufs zu fassen.“

---

[1]) Tgb. II. 148.

[2]) Sg. II. 141.

[3]) Tgb. II. 149.

[4]) Sg. II. 194; vgl. Tgb. II. 149.

[5]) Sg. II. 157; vgl. Sämtliche Werke, hrsg. von Werner, Bd. I, S. 445 f. Anmerkung zum „Diamant“.

[6]) Sg. II. 125.

[7]) Sg. II. 130.

[8]) Ebenda.

[9]) Sg. II. 140.

[10]) Sg. II. 180.

[11]) Sg. II. 138.

[12]) Sg. II. 148.

[13]) Sg. II. 165; vgl. hierzu Br. I. 373 (7. VII. 45).

[14]) Werners Nachlese, Bd. I. 338.

In jener „Bestie“ habe er sein eigenes Portrait erblickt und ihr deshalb in seinen Epigrammen ein Denkmal gesetzt.

Am Morgen des zweiten Reisetages kam der Dichter zu den Pontinischen Sümpfen und war erstaunt,[1]) kräftigen „Boden, von Gras und Kräutern strotzend“, aber „keine Spur von Sumpf“ zu finden. Fast ebenso beschreibt er jene Gegend im Epigramm „Die Pontinischen Sümpfe“[2]):

„Lachen erwartete ich, was fand ich? Strotzende Wiesen,
Selten wuchernden Schilf, kaum die Spuren von Sumpf.“

Im Tagebuch heifst es dann: „ . . am Wege eine dichte Allee, mit mächtigen Bäumen bepflanzt, die für das Mark des Erdreichs bürgen.“ In epigrammatischer Fassung nimmt sich diese Schilderung, wie folgt, aus:

„Aber kräftige Bäume, das Mark des Erdreichs bezeugend,
Korn auch, freilich nur da, wo man welches gesä't!“

Auf die letzte Verszeile deutet die folgende Tagebuchbemerkung hin: „Diese Sümpfe wären in zehn Jahren durch den Fleifs der Menschenhand in eine Kornkammer zu verwandeln.“

Sein Weg führte den Dichter weiter in die Campagna Felice, wo nach seinen Worten[3]) der Segen „wie ein Goldregen von unten herauf“ aus dem Boden hervorquillt und „Öl, Wein, Korn, alles, was der Mensch bedarf, in unendlicher Menge“ darbietet. Beim Dichten des Epigramms „Weizenfeld in der Campagna Felice“[4]) erinnerte er sich offenbar nur an den Kornreichtum jenes Landstriches. Am 19. Juni 1845 langte Hebbel in Neapel an. Einen bei seiner Ankunft empfangenen Eindruck, über den er am 7. Juli 1845 an Elise berichtet,[5]) gestaltete er zum Epigramm „Als ich von Rom nach Neapel kam“.[6])

Eine Notiz[7]) vom 3. Juli 1845 steht vielleicht in Zusammenhang mit dem Epigramm „Vor Raphaels Galatea“.[8])

---

[1]) Br. I. 374 (Neapel).
[2]) Sg. II. 165.
[3]) Br. I. 374 (Neapel).
[4]) Sg. II. 173.
[5]) Br. I. 374/5.
[6]) Sg. II. 169
[7]) Tgb. II. 150.
[8]) Sg. II. 127.

Sie lautet: „Ob Raphael wohl je etwas Häfsliches gesehen hat?“ An diese Frage knüpft Hebbel eine Betrachtung über Shakespeares Stücke. Im bewufsten Epigramm sind Raphael und „der Dichter, welcher die Julia schuf,“ in Beziehung zu einander gebracht.

Aus Briefen an Felix Bamberg[1]) und an den Maler Louis Gurlitt[2]) vom 10. Juli 1845 erfahren wir, dafs Hebbel während der letzten heifsen Monate, wo er „zu nichts Dramatischem“ kommen konnte, neben rein lyrischen Gedichten vor allem Epigramme (100 an der Zahl), „natürlich im antiken Sinne des Worts,“ schrieb. Es ist ihm dabei, so bemerkt er humorvoll, wie einem Kaufmann ergangen, der, „wenn der grofse Gewinn ausbleibt“, den kleineren nicht verschmäht: „Man mufs Muscheln aufheben, wenn keine Perlen zu finden sind.“ Vielleicht gar in der „Villa reale a Napoli“ selbst ist das Epigramm gleichen Namens[3]) entstanden, in der er nach einem Briefe[4]) an seine Hamburger Freundin vom 25. Juli 1845 köstliche Abende verlebte. In demselben Schreiben erwähnt er auch seine Epigramme, von denen er hofft, dafs sie ihre Wirkung auf die Leserwelt nicht verfehlen würden. Nachdem er am 4. August desselben Jahres wieder einen Reimspruch in sein Tagebuch[5]) geschrieben, berichtet er[6]) am 29. September von einem Besuche der „Studien“ in Neapel, wobei er offenbar die Anregung zum Epigramm „Die Alexanderschlacht in Neapel“[7]) empfing. Unterm 30. September 1845 finden wir einen Gedanken über Pompeji,[8]) der in dem jedenfalls nach 1848 entstandenen Epigramm „Auf einen Schmetterling, der mich in der Gräberstrafse zu Pompeji umflog“[9]) widerklingt. Unterm gleichen Datum steht auch ein Reimspruch[8]) im Tagebuche. In Neapel sind

[1]) Br. I. 257.
[2]) Vgl. Werners Nachlese, S. 181.
[3]) Sg. II. 126.
[4]) Br. I. 380.
[5]) Tgb. II. 155.
[6]) Ebenda.
[7]) Sg. II. 197.
[8]) Tgb. II. 156.
[9]) Sg. III. 369; vgl. auch Werners „Lyrik und Lyriker“, S. 177, 8.

wohl noch aufserdem entstanden: „Neapolitanisches Bild“[1]) und „Die sicilianische Seiltänzerin“.[2]) Auf einen Ausflug nach Sicilien mufste Hebbel zu seinem Leidwesen wegen des immer empfindlicher werdenden Geldmangels verzichten. Vielleicht gaben jene beiden im zuletzt genannten Epigramm erwähnten sicilianischen Seiltänzerinnen gerade um die Zeit Vorstellungen in Neapel, als Hebbel dort weilte.

Am 8. Oktober 1845 hatte sein viermonatlicher Aufenthalt in Neapel sein Ende erreicht, über den er am 18. desselben Monats an Felix Bamberg begeistert schrieb[3]): „Diese Zeit gehört zu der glücklichsten meines Lebens. Es kam so manches zusammen, was sich in Neapel nicht immer trifft. Ich kann nicht darüber schreiben, um so weniger, als ich den schönsten der gehabten vielen schönen Momente in meinen neueren Gedichten schon Denkmäler gesetzt habe“. In Rom langte der Dichter am 13. Oktober 1845 an und blieb daselbst bis zum 29. dieses Monats.

Die bisher erwähnten Epigramme dürften also zu jenen gehören, über die er am 10. Januar 1849 sich äufsert,[4]) sie seien „fast alle ohne Ausnahme in Rom und Neapel“ entstanden. Dies „fast alle ohne Ausnahme“ schränkte jedoch Hebbel selbst am 25. September 1847 ein, wo er sagt: „Die Gedichte, denen ich einen Zuschufs nachsandte, müssen die Presse in diesen Tagen verlassen oder sie schon verlassen haben.“ Unter diesen Gedichten befanden sich also, wie wir auch bereits aus den Gedankengängen der Tagebücher teilweise nachgewiesen haben, auch mehrere Epigramme, die erst in Wien entstanden sind, wo der Dichter am 4. November 1845 eintraf, und wo seine ganze drückende Lebenslage mit einem Male durch seine Verheiratung mit der Hofschauspielerin Christine Enghaus eine günstige Wendung erfuhr. Die schöne Kaiserstadt an der blauen Donau blieb denn auch, wenn man von einigen Reisen absieht, sein Wohnsitz bis zu seinem Lebensende. Die liebgewordene Form des Epigramms

---

[1]) Sg. II. 161; vgl. Tgb. I. 234 (2. II. 41).

[2]) Sg. II. 190.

[3]) Br. I. 261.

[4]) Tgb. II. 312.

pflegte er neben andern poetischen Gattungen auch unter den neuen Lebensverhältnissen weiter fort.

So finden wir im Jahre 1846 vier Epigramme im elegischen Versmaſs[1]) ins Tagebuch eingetragen, die Hebbel nicht seinen Gedichtsammlungen einverleibte. Auch drei spruchartig gereimte Gedichte weist das Tagebuch dieses Jahres auf.[2]) Auſserdem glaube ich zu folgenden Epigrammen die aphoristischen Keime gefunden zu haben: „Christine auf dem Ball",[3]) „Ein Ausspruch S. E—s",[4]) „Die Summe des Lebens",[5]) „Währt ein Gewitter . . .",[6]) „Der Ungar und seine Ansprüche",[7]) „Selbstkritik meiner Dramen",[8]) „Unsterbliche und Unbegrabene",[9]) „Der Schlaf",[10]) „Unter mein Bild von Rahl",[11]) „Männer und Ordensbänder".[12]) Ferner weist R. M. Werner in seinem Aufsatz „Aus Hebbels Nachlaſs"[13]) folgendes Epigramm „der ersten Zeit des Wiener Aufenthaltes" (vielleicht März 1846) zu:

„Menschen ertrinken im Meer. Soll einer ruhig drin atmen,
Muſs es Neptunus sein oder ein Fisch und ein Frosch."

Am 1. Januar 1847 nimmt Hebbel sich vor,[14]) einmal ganz regelmäſsig Tagebuch zu führen, „bloſs, um zu sehen, ob etwas dabei herauskommt, und was." Am 22. Januar 1847

---

[1]) Tgb. II. 158 unten (ohne näheres Datum, Anfang 1846); S. 159 (ebenfalls ohne genaueres Datum, Anfang 1846). Zu diesem Epigramm vgl. Zukunft, Jahrgang VII, No. 44, S. 194 die Bemerkung Werners in seiner Skizze „Neues von Hebbel". Vgl. ferner Tgb. II. 160 (26. V. 46); S. 166 (30. VI. 46).

[2]) Tgb. II. 160, 2 Sprüche (26. V. 46); S. 184 dieselbe Gnome wie im Tgb. I. 83. (5. I. 38) mit Abänderung.

[3]) Tgb. II. 159 (ohne genaueres Datum, Anfang 1846); Sg. III. 451.

[4]) S. 160 (26. V. 46); Sg. IV. 258.

[5]) S. 160 (26. V. 46); vgl. auch Werners „Lyrik und Lyriker" S. 442; Sg. III. 386.

[6]) Tgb. II. 166 (30. VI. 46); Sg. IV. 246 No. 1.

[7]) Tgb. II. 166 (30. VI. 46); Sg. II. 170; Sg. III. 427.

[8]) Tgb. II. 166 (30. VI. 46); Sg. III. 434.

[9]) Tgb. II. 174, 5 (4. IX. 46); Sg. III. 403.

[10]) Tgb. II. 184 (3. X. 46); Sg. III. 376.

[11]) Tgb. II. 184 (3. X. 46); Sg. III. 450.

[12]) Tgb. II. 186 (12. X. 46); Sg. II. 202.

[13]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 329.

[14]) Tgb. II. 204.

tritt uns der erste Keim[1]) zu Hebbels Epos „Mutter und Kind" entgegen. Während der Bearbeitung dieses Stoffes mag vielleicht auch das Epigramm „Des Lebens Höchstes",[2]) worin die Mutterliebe gleichfalls verherrlicht wird, entstanden sein. In einem Briefe vom 28. desselben Monats an Gustav Kühne in Leipzig bedauert[3]) der Dichter „mit künstlerischem Schmerz", dafs in seinem Band neuerer Gedichte „die geringeren, die Epigramme", in denen er „neben einiger Poesie das Specielle" seiner „Lebens- und Weltanschauung mit möglichster Ausschliefsung blasenhafter Einfälle des Moments nieder zu legen suchte", die übrigen Poesien des Bandes „an Wirkung bei weitem übertreffen werden".

Eine an demselben Tage eingetragene Bemerkung liegt dem Epigramm „Auf manchen" zu Grunde.[4]) Auf Notizen vom 10. März 1847 sind die Epigramme „Das Urgeheimnis"[5]) und „Das griechische Feuer"[6]) zurückzuführen. Nach Vorverhandlungen vom 29. März[7]) und 3. April 1847[8]) schlofs Hebbel am 30. Juli mit dem Leipziger Verleger Weber einen Vertrag über eine Gesamtausgabe seiner Werke ab.[9]) Am 13. April schrieb der Dichter ein gereimtes Sinngedicht ins Tagebuch.[10]) Folgende drei Epigramme müssen noch bis zum Abschlufs der zweiten Gedichtsammlung entstanden sein, in der sie auch Platz fanden: „Dem Teufel sein Recht im Drama",[11]) „Seltsamer Irrtum",[12]) „An die Erde".[13])

---

[1]) Tgb. II. 219.

[2]) Sg. III. 377.

[3]) Werners Nachlese, Bd. I, S. 210.

[4]) Werners Nachlese zu Hebbels Briefen Bd. I, S. 212; Sg. III. 397.

[5]) Sg. III. 458; vgl. Tgb. II. 244.

[6]) Sg III. 460; vgl. Tgb. II. 247.

[7]) Tgb. II. 526.

[8]) Ebenda S. 257.

[9]) Ebenda S. 265.

[10]) S. 259.

[11]) Tgb. II. 261 (20. V. 47); Sg. II. 156.

[12]) Tgb. II. 265 (20. VII. 47); vgl. auch Tgb. II. 397, Zeile 3 (15. VII. 54) ähnlicher Gedanke; Sg. II. 185. Unterm 30. VII. 47 steht auch ein gereimtes Epigramm im Tgb. II. 265; S. 278 2 Gnomen vom 28. VIII. 47.

[13]) Tgb. II. 283 (20. IX. 47); Sg. II. 179.

Als Kommentar zum Epigramm „Goethe“[1]) erscheint folgende Bemerkung[2]) aus dem an F. Bamberg am 27. Mai 1847 gerichteten Schreiben: „Mir gewährt ein Lessingscher Aufsatz, eine Schillersche oder Humboldtsche Abhandlung jetzt einen höheren Genufs als ein Sophokleisches oder Shakespearisches Drama, obgleich ich recht wohl weifs, dafs sie nicht viel gegen ein solches bedeuten. Als ich diese Erfahrung zuerst machte, hat sie mich, wie eine Abnormität, geängstigt, ich fand aber bald den Schlüssel dazu. Aufsätze und Abhandlungen dieser Art kann ich meiner Natur nach nun und nimmer hervorbringen, wenn die mir verliehenen einzelnen Kräfte auch ins Unendliche potenziert würden; wohl aber, vorausgesetzt natürlich, dafs das letztere geschehe, vollendete Dramen, denen meine unvollendeten wenigstens vorarbeiten. Darum nötigen jene mir mehr Erstaunen ab wie diese, und ich habe in nachstehendem Epigramm auf Goethe:

„Was ich selber vermag, das darf ich an andern verachten;
Darum schelt' ich dich nicht, dafs du geschwiegen zu Kleist!“

meine innerste Überzeugung ausgesprochen“.

Auf Aphorismen vom Jahre 1847 gehen noch folgende Epigramme zurück: „Richtschnur“,[3]) „Grün“,[4]) „Der Kritiker als Demiurg“,[5]) „Devise für Kunst und Leben“,[6]) „Auf den Tod“,[7]) „Mein Lorbeer“,[8]) „Lorbeer und Perücke“,[9]) „Den Verstand in Ehren“.[10]) R. M. Werner bringt eine Briefstelle[11]) an Emil Palleske

---

[1]) Sg. II. 168.

[2]) Br. I. 292.

[3]) Sg. III. 404; vgl. Tgb. II. 259 (19. VIII. 47).

[4]) Sg. IV. 245; vgl. Tgb. II. 265 (16. VI. 47).

[5]) Sg. III. 416; vgl. Tgb. II. 284 (26. IX. 47).

[6]) Sg. III. 431; vgl. Tgb. II. 284 (26. IX. 47); ferner Werners Nachlese, Bd. I, 258, Brief an E. Janinsky vom 14. VIII. 48. Hier wird oben gemeintes Epigramm direkt als „Neues Epigramm von mir“ bezeichnet; vgl. ferner ebenda S. 160, Brief an Christine Hebbel (12. X. 61 Magdeburg).

[7]) Sg. III. 372; vgl. Tgb. II. 286 (10. X. 47).

[8]) Sg. III. 434; vgl. Tgb. II, 287 (27. X. 47).

[9]) Sg. IV. 244; vgl. Tgb. II. 287 (27. X. 47); ferner Br. I. 55 (11. I. 59) an Franz von Dingelstedt.

[10]) Sg. III. 439; vgl. Tgb. II. 287 (27. X. 47).

[11]) Werners Nachlese, Bd. I, S. 228.

vom 11. September 1847 mit dem Epigramm „Einem Ursprünglichen“ in Verbindung.

Am 31. Dezember 1847 hält Hebbel Rückschau auf das verflossene Jahr[1]: „Herausgegeben: der Diamant, ein Trauerspiel in Sicilien in der Novellenzeitung, ein Band neuer Gedichte. Erstere beiden Werke wurden höchst mifsfällig aufgenommen, aber nur, weil keiner sich Mühe gab, sie verstehen zu wollen; den Gedichten steht ein besseres Schicksal bevor, wenn der Schein nicht täuscht.“ Doch bald erfuhr das erste Epigrammenbuch[2]) Hebbels, das in der That von falsch gebildeten Pentametern (in der zweiten Hälfte des Pentameters setzt er nämlich oft statt des Daktylus den Spondeus oder Trochäus) wimmelte, einen Angriff von zuständiger Seite. Es war Arnold Ruge, der den Dichter brieflich in aller Ruhe und mit sachlicher Überlegung auf jene Verstöfse gegen die Metrik hinwies. In der hierüber berichtenden Tagebuchstelle[3] vom 8. Januar 1848 tritt wiederum ein garstiger Charakterzug Hebbels hervor, auf den wir bei einer andern Gelegenheit noch einmal werden hinweisen müssen. Mit mafsloser Überhebung nannte er Ruge, mit dem er nun ein weiteres Verhältnis für unmöglich hielt, einen „anmafslichen Pedanten, dem es entgeht, dafs die metrischen Abweichungen von der strikten Vofs-Platenschen Observanz in meinen Distichen nicht blofs in dem Beispiel Schillers und Goethes eine Stütze finden,[4] sondern nur aus der völligen Unmöglichkeit, im Deutschen einen vollkommenen, einen zugleich regelrechten und dabei wohlklingenden Hexameter zustande zu bringen,[5] hervorgehen[6] . . . Lehre: verbinde dich nie mit einem Menschen, dem das Mittel ist, was dir Zweck ist!“ Diesem Ärger verdankt das

---

[1]) Tgb. II. 290.

[2]) Neue Gedichte von Fr. Hebbel, Leipzig, J. J. Weber 1848, S. 123—203.

[3]) Tgb. II. 292 (8. I. 48).

[4]) Das ist auch nicht ganz gerechtfertigt, denn die späteren Distichen Schillers und Goethes sind in Bezug auf die metrische Form fast durchweg einwandfrei.

[5]) Man vergleiche die Hexameter seines Epos „Mutter und Kind“.

[6]) Der Tadel trifft vor allem, wie bemerkt, die fehlerhaft gebauten Pentameter.

Epigramm „Führer durchs Leben"[1]) seine Entstehung. — Bald jedoch hatte bei Hebbel Einsicht Platz gegriffen, und so schrieb er bereits am 27. Januar 1848 an Emil Palleske[2]): „Für das Freundliche, das Sie mir über meine Gedichte sagen mochten, danke ich Ihnen von Herzen. Wenn Sie meine Hexameter und Pentameter inkorrekt finden, so haben Sie recht. Doch leitete mich auch hierbei ein Prinzip. Ich halte nämlich gute Hexameter und Pentameter in unsrer Sprache für unmöglich, kenne auch keine solchen und schätze die nachlässigen Schiller-Goetheschen höher als die Vofs-Platenschen, weil letztere Ansprüche rege machen, die sie nachher, wenigstens nach meinem Gefühl, doch nicht erfüllen, was erstere nicht thun. Freilich thäte man noch besser, sich dieses Verses ganz zu enthalten, aber es geschieht nun einmal nicht." Wohl mit Beziehung auf den erwähnten Vorfall schrieb Hebbel am 12. Mai 1851 an Amalia Schoppe[3]): „Der Dichter, der selbst im Centrum seiner Schöpfung steht, erfährt erst durch fremde Urteile, wie viele Standpunkte von der Peripherie aus möglich sind, und das gereicht ihm sowohl zum Genufs als zur Belehrung." So verschlofs sich denn der Dichter in der Folgezeit viel weniger gegen eine wohlgemeinte Kritik. Er antwortete z. B. auf einen vom 10. Januar 1855 datierten[4]) Brief Friedrich von Uechtritz, in dem dieser die Beseitigung derselben schon von Ruge getadelten metrischen Fehler fordert, folgendermafsen[5]): „Für Ihre Bemerkungen zu diesen beiden Bänden bin ich Ihnen aufrichtig dankbar, wären es nur mehr gewesen! Die metrischen unterschreibe ich unbedingt, an meine Pentameter mag ich gar nicht denken, sie sind in meinem Handexemplar aber schon alle verbessert, und die Epigramme werden sich, wie ich hoffe, in der neuen Gestalt nicht ganz übel ausnehmen, wenn die später entstandenen, welche die Zahl 100 schon überschreiten, hinzukommen." In der That hat auch Hebbel die Feile eifrig gehandhabt, und man kann gegen

[1]) Sg. III. 377.
[2]) Werners Nachlese, Bd. I, S. 247.
[3]) Tgb. II. 344.
[4]) Br. II. 213.
[5]) Br. II. 215/6.

die Epigramme der „Gesamtausgabe“[1]) nach dieser formalen Seite hin kaum einen Tadel mehr erheben.

Auf Tagebucheintragungen vom Jahre 1848 weisen folgende Epigramme hin: „Die Krankheit“,[2]) „Das Prinzip der Naturnachahmung“,[3]) „Im Grofsen wie im Kleinen“,[4]) ferner einige von Kuh aus dem Nachlafs herausgegebene Epigramme.[5]) Werner bringt Briefstellen vom Jahre 1858 mit folgenden Epigrammen in Beziehung: „Die Erde und der Mensch“,[6]) „Auch einmal dem Wicht eine Antwort“,[7]) „Meine Dramen“.[8]) Gereimte Epigramme sind drei entstanden.[9])

Am 10. Januar 1849 zeichnet Hebbel die Geburtstage seiner neueren Gedichte auf und die schon erwähnte Bemerkung,[10]) dafs die Epigramme fast alle ohne Ausnahme in Rom oder Neapel entstanden seien. Unterm 10. Januar sind auch zwei gereimte Sprüche niedergeschrieben.[11]) Vom 10. Februar stammt ein gereimtes Epigramm[12]) und der zu dem Epigramm „Zufall“[13]) abgerundete Gedanke, vom 7. März der Keim zum Epigramm „Die Regel“.[14]) Am 24. Juli schreibt Hebbel an Gustav Kühne[15]): „Hiebei erhalten Sie einige Epigramme, politische und unpolitische, auf Abschlag; sie sind erst erstanden.“

---

[1]) Gedichte von Fr. Hebbel, Gesamtausgabe, stark vermehrt und verbessert. Stuttgart und Augsburg, Cotta, 1857.

[2]) Sg. III. 460; vgl. Tgb. II. 294 (18. I. 48); vgl. auch S. 172.

[3]) Sg. III. 398; vgl. Tgb. II. 301 (20. V. 48).

[4]) Sg. III. 454; vgl. Tgb. II. 306 (27. IX. 48).

[5]) Sg. IV. 253; vgl. Tgb. II. 307 (14. XI. 48); S. 319 (19. V. 49); S. 461 (1. IV. 59).

[6]) Werners Nachlese, Bd. I, S. 260.

[7]) Ebenda 263.

[8]) Ebenda.

[9]) Tgb. II. 298 Spruch (28. III. 48); S. 305 Spruch (7. und 8. IX. 48); S. 307 Spruch (14. XI. 48).

[10]) Tgb. II. 311/12.

[11]) Tgb. II. 310 2 Sprüche (10. I. 49).

[12]) Tgb. II. 316.

[13]) Sg. IV. 256; vgl. Tgb. II. 315.

[14]) Sg. III. 395; vgl. Tgb. II. 316.

[15]) Br. I. 430.

Folgendes Epigramm aus dem Nachlafs datiert[1]) Werner unter den Januar 1849:

„Man mufs den Wanzen nicht beweisen wollen,
Dafs sie sich selber knicken sollen."

Unterm 1. Oktober steht ein gereimter Spruch im Tagebuche.[2]) Sonst kann ich keine später zu Epigrammen abgeschliffenen Aphorismen noch auch Epigramme vom Jahre 1849 nachweisen.

Auf Notizen vom Jahre 1850 konnte ich folgende Epigramme zurückführen: „Der deutsche Mime",[3]) „Verschiedene Konsequenzen",[4]) „Das Sterben",[5]) „Die Freiheit der Presse".[6]) Am 24. Oktober schreibt Hebbel an Gustav Kühne[7]): „Was sagen Sie zu Schleswig-Holstein, zu Deutschland, zur Welt? Ich schrieb vor zehn Jahren — also 1840:

„Deutsche zogen nach Rom, warum nicht Russen nach Deutschland?
Jene waren ein Volk, diese sind nur Geschmeifs."

Auf dieses Epigramm[8]) bezieht sich, wie F. Bamberg bemerkt, vielleicht folgende Stelle eines an ihn gerichteten Briefes[9]) vom August 1850: „Allem Anscheine nach soll deutsche Kultur durch russische Gedärme hindurch spazieren. Und doch kann ich's nicht glauben, denn ein gewisses Epigramm im zweiten Teil meiner Gedichte scheint mir eine Wahrheit auszusprechen, die durch die ganze Weltgeschichte bestätigt wird."

Diese Wahrheit hatte jedoch Hebbel schon in einem früheren Briefe als in dem an Bamberg gerichteten ausgesprochen, nämlich in dem Schreiben an Emil Palleske vom 26. Mai 1850, wo es heifst[10]): „Der deutsche Bund darf wieder auferstehen! Nun ich verzweifle nicht. Nach 1848 sollten

[1]) Zukunft, Jahrgang VII, No. 8, S. 329.
[2]) Tgb. II. 321.
[3]) Sg. III. 453; vgl. Tgb. II. 325 (13. II. 50).
[4]) Sg. III. 443; vgl. Tgb. II. 330 (6. IX. 50).
[5]) Sg. IV. 91; vgl. Tgb. II. 331 (2. XI. 50).
[6]) Sg. III. 427; vgl. Tgb. II. 331 (2. XI. 50).
[7]) Br. I. 437.
[8]) Sg. II. 156 „Verschiedener Kasus".
[9]) Br. I. 329.
[10]) Werners Nachlese, Bd. I, 290/1.

wir am Ende nur noch lernen, und die Zeit wird kommen, wo wir beweisen können, dafs wir die Schule hinter uns haben. Denn nimmermehr kann deutsche Bildung bestimmt sein, in russische Gedärme hinüber zu spazieren, den Grund sprach ich vor Jahren schon in einem Epigramm aus." Am 2. November 1850 ist ein gereimtes Epigramm[1]) entstanden.

Beim Jahresüberblick vom 31. Dezember dieses Jahres klagt der Dichter,[2]) dafs das lyrische Vermögen bei ihm zu stocken beginne, und dafs die entstandenen Gedichte nichts mehr heifsen wollten.

Das Jahr 1851 ist wieder reicher an Aphorismen, die epigrammatisch verarbeitet wurden. Für folgende Epigramme glaube ich die Wurzeln gefunden zu haben: „Genius",[3]) Hafs und Liebe",[4]) „Das Urteil der Freunde",[5]) nur im Tagebuch „Karlsschüler",[6]) „Der verborgene Kaiser",[7]) „Der jüngste Tag und die Welt",[8]) „Die Höhle",[9]) „Trost",[10]) „Ausrede",[11]) „Grenze der Kunst",[12]) „Zur Beherzigung".[13]) Am 10. Februar sind zwei gereimte Sprüche „Bedenken" und „An die Deutschen" und ein Epigramm im elegischen Versmafs „Karlsschüler" ins Tagebuch eingetragen.[14]) Vom 16. Mai stammt eine gereimte Gnome, die man „Wahrheit" überschreiben könnte.[15]) Noch zwei gereimte Sprüche weist das Tagebuch vom Jahre 1851 auf; der eine[16])

---

[1]) Tgb. II. 332.

[2]) S. 336.

[3]) Sg. III. 442; vgl. Tgb. II. 338 (1. I. 51).

[4]) Sg. III. 387; vgl. Tgb. II. 338 (1. I. 51).

[5]) Sg. III. 439; vgl. Tgb. II. 338 (1. I. 51).

[6]) Tgb. II. 341 (10. II. 51).

[7]) Sg. III. 463; vgl. Tgb. II. 342 (1. III. 51); vgl. auch Tgb. II. 55.

[8]) Sg. III. 425; vgl. Tgb. II. 343/4 (15. III. 51).

[9]) Sg. III. 451; vgl. Tgb. II. 344 (2. V. 51); vgl. ferner S. 325.

[10]) Sg. III. 402; vgl. Tgb. II. 356 (26. X. 51).

[11]) Sg. III. 450; vgl. Tgb. II. 356 (28. X. 51 und 1. XI. 51).

[12]) Sg. IV. 150; vgl. Tgb. II. 358 (17. XII. 51, Zeile 16—19).

[13]) Sg. III. 421; vgl. Tgb. II. 358 (17. XII. 51); vgl. ferner Br. I. 381, Zeile 13—15 (26. VII. 45).

[14]) Tgb. II. 340/1.

[15]) S. 345.

[16]) S. 350.

steht unterm 20. August, der andere[1]) unterm 25. Dezember. Am gleichen Tage lesen wir[2]): „Wie viel rohe Materie läuft einem durch den Kopf, wenn man nicht an einem Werk arbeitet: das ist die Zeit des Tagebuchführens.“ Am 31. desselben Monats hält Hebbel gewohnheitsgemäfs Rückschau auf das verflossene Jahr[3]): „Gearbeitet: Epilog zur Genoveva, Agnes Bernauer, viele Epigramme, ein paar Aufsätze . . .“

Sehr spärlich erscheint die Ausbeute von Aphorismen für die Entstehungsgeschichte der Epigramme aus dem Jahre 1852. Aus der Notiz[4]) vom 10. Januar dieses Jahres ging das Epigramm „Welt und Mensch“ hervor. Am 18. September schrieb Dingelstedt aus München an seinen Wiener Freund[5]): „Während du mit deinem Weibe an der Adria lustwandeln gingest — hoffentlich in Byrons und Platens Fufstapfen, des Nächsten sichtbar werdend in einer Reihe von Epigrammen und Sonetten —, safs ich mit dem meinigen in der Nordsee.“ Über die Dürftigkeit des Tagebuches klärt uns der Dichter am 31. Dezember dieses Jahres auf:[6]) wegen der politischen Umtriebe und der vielen Haussuchungen hielt er es das ganze Jahr lang im Koffer eingeschlossen und büfste so seine Gedanken lieber ein, als dafs er sich in seiner aphoristischen Unterhaltung mit sich selbst hätte belauschen lassen.

Ebenfalls nur wenige Epigramme konnte ich mit Tagebuchnotizen vom Jahre 1853 in Beziehung bringen. Es sind dies folgende: „Politische Situation“,[7]) „Lessing und seine Nachfolger“,[8]) „Blumen und Dornen“,[9]) „Moderne Analyse des Agamemnon“,[10]) „Dareios“.[11]) Im Tagebuch

[1]) Tgb. II. 361.
[2]) S. 360.
[3]) S. 362.
[4]) Sg. III. 387; vgl. Tgb. II. 363.
[5]) Br. II. 37.
[6]) Tgb. II. 363.
[7]) Sg. III. 422; vgl. Tgb. II. 365 (ohne genaueres Datum, Anfang 1853).
[8]) Sg. III. 406; vgl. Tgb. II. 245 und 365.
[9]) Sg. III. 381; vgl. Tgb. II. 365.
[10]) Sg. III. 417 mit dem Titel „Grenzbotenkritik des Agamemnon“; vgl. Tgb. II. 369 (15. III. 53) Epigramm im elegischen Mafs.
[11]) Sg. III. 441; vgl. Tgb. II. 375 (4. X. 53).

stehen aufserdem zwei gereimte Sprüche: „Bettina“[1]) und einer auf „Die Kleinen“.[2]) Ferner ist erst jüngst aus den Briefen des Iglauer Gymnasiallehrers Karl Werner an seine Braut Sini Heller ein Epigramm Hebbels bekannt geworden,[3]) das dieser als Unterschrift zu seinem Bildnis seinem Freunde Werner zu dessen Geburtstage am 5. Mai 1853 widmete:

„Stelle dich, wie du auch willst, nicht wird es an Feinden dir fehlen,
Aber, wie Thetis den Sohn, kannst du dich fei'n für den Streit.
Mache so ganz dich zum Träger des Guten, des Wahren und Schönen,
Dafs man die Götter verletzt, wenn man dich selber bekämpft!“

Der Jahresüberblick vom 31. Dezember berichtet: „Gearbeitet nichts bis auf ein paar Gedichte und einen Akt der Rhodope.“

Auf Notizen vom Jahre 1854 gehen folgende Epigramme zurück: „Die Veilchen“,[4]) „Christus und seine Apostel“,[5]) „Jedermann ins Album“,[6]) „Gervinus“,[7]) „An Columbus“.[8]) Gereimte Epigramme finden sich nicht im Tagebuch.

Am 10. Februar spricht Hebbel in einem Briefe an H. Th. Rötscher in Berlin davon, dafs in der Umarbeitung der „Genoveva-Magellona“ „die Situation hie und da zu blofsen Epigrammen“ habe herabgesetzt und aus den Charakteren nicht selten ein Rätsel gemacht werden müssen.[9]) Am 22. Dezember schreibt Hebbel an Adolf Pichler in Innsbruck,[10]) der besonders für seine Epigramme grofses Interesse bekundete[11]): „Mich haben Ihre Hymnen innig und warm angesprochen, sie sind voll und markig, und es weht darin der Hauch echter Begeisterung. Doch zweifle ich, ob diese Form sich jemals in Deutschland einbürgern wird, und habe mich

[1]) Tgb. II. 365.
[2]) S. 376.
[3]) Vgl. Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte, hrsg. von M. Koch. Bd. I. (Berlin 1901) S. 445—474, besonders S. 468.
[4]) Sg. III. 454; vgl. Tgb. II. 382 (20. III. 54).
[5]) Sg. IV. 221; vgl. Tgb. II. 384 (20. III. 54).
[6]) Sg. III. 378; vgl. Tgb. II. 390 (5. VII. 54).
[7]) Sg. II. 152; vgl. Tgb. II. 394.
[8]) Sg. III. 380; vgl. Tgb. II. 410 (1. VIII. 54).
[9]) Werners Nachlese, Bd. II. 5.
[10]) Br. II. 400 (2. I. 53).
[11]) Werners Nachlese, Bd. II. 26/27; vgl. Tgb. II. 417 (18. XII. 54).

ihrer, wie aller verwandten, in eigener Praxis bis aufs Distichon strenge enthalten, obgleich ich die Stimmungen, in denen der Reim eine Fessel scheint, recht gut kenne."

Weihnachten 1854 schrieb Hebbel, wie R. M. Werner mitteilt, seiner Frau folgendes Distichon in eine Prachtausgabe der Homerübersetzung von Vofs[1]):

„Möge der alte Homer, der gröfste der Dichter, dir sagen,
Dafs du mir Helena bist, aber Penelope auch."

Anfang 1855 beginnt Hebbel sich mit dem Nibelungenliede zu befassen.[2]) Aus dem Kreise der Notizen über dieses Litteraturdenkmal ist das Epigramm „Das Nibelungenlied"[3]) hervorgegangen. Ebenfalls vom Anfang desselben Jahres ohne genaueres Datum stammt die Aphorisme,[4]) die ins Epigramm „Litteraturgeschichtschreiber"[5]) umgeformt wurde. Am 1. Oktober teilt Hebbel seinem Freunde F. Bamberg ein Epigramm mit[6]): „Ich weifs wohl, das Hineinflechten des Ringes (im „Gyges") kann mifsverstanden werden, obgleich das Epigramm, das ich dem Stück vielleicht vorzusetzen gedenke, und das so lautet:

Einen Regenbogen, der weniger grell als die Sonne
Leuchtet in dämmerndem Licht, spannte ich über mein Bild,
Aber er sollte nur funkeln und nimmer dem Schicksal als Brücke
Dienen, denn dieses entsteigt einzig der menschlichen Brust!

hoffentlich seinen guten Grund hat. Aber schlösse ein solches Mifsverstehen die Wirkung aus? Meine Frage hat natürlich nicht den geringsten praktischen Zweck."

Aus Einfällen desselben Jahres sind noch folgende Epigramme entstanden: „Ton und Farbe",[7]) „Unsere Zeit und die Kreuzzüge".[8])

---

[1]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 44, „Neues von Hebbel", S. 203.

[2]) Tgb. II. 418.

[3]) Sg. IV. 161; vgl. Tgb. II. 424 (18. X. 55); S. 443 (18. II. 57); S. 446 (7. VI. 57); S. 499 (14. VIII. 61); Werners Nachlese, Bd. II. 148, Brief „An die Gesellschaft Hesperus" (24. III. 61).

[4]) Tgb. II. 420 (Anfang 55); vgl. auch S. 394 (10. VII. 54).

[5]) Sg. IV. 244.

[6]) Br. I. 338.

[7]) Sg. III. 418; vgl. Tgb. II. 424 (2. XI. 55).

[8]) Sg. III. 423; vgl. Tgb. II. 424 (2. XI. 55).

Unterm 26. Mai 1856 finden wir im Tagebuch ein gereimtes Epigramm[1]) mit der Überschrift „Auf ein Mädchen“, das in die Sammlung von 1857 unter dem Titel „Die Mutter an die Tochter“ [2]) Aufnahme fand. Im übrigen bietet das Tagebuch vom Jahre 1856 wieder mehr Aphorismen, die sich zu Epigrammen rundeten: „Auf einen viel gedruckten Lyrikus“,[3]) „Ein Erfahrungssatz“,[4]) „Ophelia in der Litteratur“,[5]) ein Epigramm aus dem Nachlafs ohne Überschrift, herausgegeben von E. Kuh,[6]) „Trost für deutsche Autoren“,[7]) „Auf die modernen Franzosen und ihre deutschen Genossen“,[8]) „An die Feinde des Neuen“,[9]) ein Epigramm ebenfalls im elegischen Mafs „Leidenschaft und Kritik“.[10]) Am 12. November 1856 schreibt Hebbel an Karl von Holtei in Graz[11]): „Ihren Wunsch erfülle ich gern, so weit und wie ich kann. Ich lege Ihnen zwei meiner besten Epigramme bei, als das einzige Ungedruckte, was mir zur Verfügung steht. Auf diese kann ich jedoch nicht für immer verzichten, da ich absolut nichts schreibe, was nicht irgend eine Lücke in meiner Anschauung der Welt und des Menschen ausfüllte. Im Gegenteil werden sie recht bald in die Gesamtausgabe meiner Gedichte, die ich der in New-York ohne mein Wissen erschienenen Gesamtausgabe meiner Werke einstweilen entgegen zu setzen gedenke, hinüber spazieren müssen.“ Beim Jahresrückblick am 31. Dezember bemerkt Hebbel,[12]) dafs er seine „sämtlichen Gedichte, gedruckte

[1]) Tgb II. 430.

[2]) Sg. III. 473.

[3]) Sg. III. 407; vgl. Tgb. II. 433 (10. XI. 56); vgl. Br. II. 125 (16. XI. 57), Brief an E. Kuh, über Geibel; vgl. auch Werners „Lyrik und Lyriker“, S. 160/1; ferner Br. II. 524 (25. IX. 63), Brief an Stern.

[4]) Sg. III. 423; vgl. Tgb. II. 433 (21. XI. 56).

[5]) Sg. IV. 140; vgl. Tgb. II. 434 (21. XI. 56).

[6]) Sg. IV. 253; vgl. Tgb. II. 434 (21. XI. 56).

[7]) Sg. III. 419; vgl. Tgb. II. 434 (21. XI. 56).

[8]) Sg. III. 420; vgl. Tgb. II. 435 (21. XI. 56).

[9]) Sg. IV. 243; vgl. Tgb. II. 435 (21. XI. 56); ferner S. 562 (1. V. 63).

[10]) Tgb. II. 435 (21. XI. 56).

[11]) Werners Nachlese, Bd. II. 348, Nachträge.

[12]) Tgb. II. 439; vgl. Br. II. 115 (Wien 22. XI. 56. An E. Kuh, von der Überarbeitung der Gedichte wird gesprochen); ferner Br. II. 117 (18. XII. 56) und S. 428 (18. XII. 56. An Karl Werner).

und ungedruckte, durchgesehen und sie, zum Teil freilich durch simples Zurückgehen auf die ganz ursprünglichen, später verworfenen Lesearten, unendlich gesteigert" habe.

Am Schlufs dieses Überblickes schreibt er so recht aus dem Zustande innerer Befriedigung heraus[1]): „Meinen Epigrammen „An die Götter" und „Conditio sine qua non" die einen unbefriedigten Zustand scharf und spitz aussprachen, fügte ich im neuen Manuskript nachstehendes hinzu:

„Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug, hebt sie nur schirmend empor!"

Ich wiederhole dies Gebet aus innerster Seele!"

Vom Jahre 1857 haben wir wieder nur sehr wenige Aphorismen, die Hebbel zu Epigrammen abrundete. Blofs drei konnte ich aufspüren: „An die Realisten"[2]) und „Das Haar in der Suppe".[3]) Aufserdem teilt Hebbel am 9. September seinem jungen Freunde Sigmund Engländer folgendes Epigramm mit[4]):

„Jüngling wirst du nicht wieder noch Mann, wenn das Haar sich dir bleichte;
Aber sobald du nur willst, wirst du aufs neue ein Kind!"

Am 16. Juli desselben Jahres hatte Hebbel aus Orth bei Gmunden einen Brief an Karl Werner in Iglau gerichtet,[5]) worin er über den Erfolg der Kur berichtet. Hierbei bemerkt er: „ . . . ja ich hätte nicht einmal die Feder eingetaucht, wenn nicht ein paar Epigramme aufzuzeichnen gewesen wären."

Am 30. November 1857 urteilte Eduard Mörike über Hebbels Epigramme folgendermafsen[6]): „Die Epigramme, durch deren Vorläufer im Schadischen Taschenbuche ich vor Jahr und Tag erstmals Ihre Bekanntschaft machte, überraschten mich mit einer Menge neuer, überaus guter Sachen. Ein ungerechter Ausfall S. 407, 2 that mir leid. Aus den Versen allein und ihrer Überschrift würde ich auf die gemeinte Person nicht haben schliefsen können." In der Rückschau

---

[1]) Tgb. II. 440.
[2]) Sg. III. 421; vgl. Tgb. II. 440 (1. I. 57).
[3]) Sg. IV. 94; vgl. Tgb. II. 442 (11. I. 57).
[4]) Br. II. 181.
[5]) Werners Nachlese, Bd. II. 73.
[6]) Br. II. 380 Stuttgart.

vom 31. Dezember 1857 heifst es[1]): „Die Gesamtausgabe meiner Gedichte ist im Cottaschen Verlage erschienen und macht Glück; ob sich ein Verhältnis aus dieser ersten gelungenen Anknüpfung ergeben wird, ist zweifelhaft.“

Die Tagebuchblätter des Jahres 1858, die überhaupt sehr sparsam beschrieben sind, sind für unsern Zweck ergebnislos. Hebbel machte nämlich eine Reise über Dresden nach Weimar, wo er eine Zeitlang als Gast des Grofsherzogs weilte und wegen der vielen Zerstreuungen am Hofe nicht die genügende Zeit fand, seine Selbstbekenntnisse aufzuzeichnen. Aus Dresden schreibt er am 22. Juni 1858 an seine Gattin über einen Besuch der berühmten Gallerie[2]): „Was ich zuerst aufsuchte, weifst Du, und was ich zuerst that, als ich der himmlischen Madonna wieder ins Auge blickte, weifst Du auch: ich grüfste sie von der reinsten Seele, die auf der Erde wandelt, von Dir! Es ist ein unglaubliches Bild, wirklich brennende Luft, wie es in meinem Gedicht („Auf die sixtinische Madonna“)[3]) heifst, das mir, als ich die Sammlung für Cotta zusammenstellte, zu sublim erschien, das sich aber, nun ich dem wunderbaren Objekt wieder gegenüber stand, als vollberechtigt legitimiert hat. Der Eindruck war diesmal so überwältigend, dafs mir die Thränen ins Auge traten, eine Wirkung übrigens, vor der sich ein Maler in acht nehmen sollte, da ein Mensch, der weint, nicht mehr sieht.“ Hiermit ist das Epigramm „Einmal wieder vor Raphaels Madonna“[4]) zu vergleichen. Aus Weimar berichtet Hebbel am 24. Juni,[5]) dafs er in dem herrlichen Parke ein paar Epigramme eingefangen habe, zu denen ihn die Dresdner Bildersammlung angeregt. Das eine auf Goliath und David sei nicht übel.

Unterm 29. November desselben Jahres finden wir das Epigramm „Frommer Spruch“ im Tagebuche abgeschrieben,

---

[1]) Tgb. II. 450.
[2]) Werners Nachlese, Bd. II, 86.
[3]) Sg. III. 261/62.
[4]) Sg. IV. 138.
[5]) Werners Nachlese, Bd. II. 90.

das Hebbel als Grabschrift für seine ehemalige Gönnerin Amalia Schoppe vorschlug.[1]) Vom Jahre 1858 veröffentlichte noch R. M. Werner „Aus Hebbels Nachlafs“ ein gereimtes Sinngedicht: „Rustico-Campus“,[2]) das sich auf Bauernfeld bezieht.

Vom 1. April des Jahres 1859 stammen drei Epigramme: „Schön und Lieblich“,[3]) „Unterschied der Lebensalter“,[4]) „Jehovah vor der absoluten Kritik“.[5]) Das letzte ist gegen Campe, Adelung und Julian Schmidt gerichtet.[6]) Beim Jahresschlufs berichtet Hebbel[7]): „Gearbeitet mehr, als ich erwarten durfte; einen dritten Akt Demetrius, drei Akte Nibelungen und dazu Aufsätze und Gedichte in Menge . . .“ Unter diesen Gedichten befanden sich vielleicht auch Epigramme. Aus dem Jahre 1860 kann ich weder Keime zu Epigrammen noch Epigramme selbst nachweisen. Nur eins, vom August dieses Jahres, bringt Werner bei, worin Hebbel seiner zornigen Erregung gegen die Undankbarkeit und Treulosigkeit seiner jungen Wiener Freunde Ausdruck gab.[8])

Unterm 23. Februar 1861 steht ein spruchartiges Gedicht „Auf Götz von Berlichingen“ im Tagebuch,[9]) das durch einen Abkömmling Götzens, Graf Friedrich von Berlichingen, angeregt wurde. Dieser hatte nämlich Hebbel um einen poetischen Beitrag für die von ihm geplante Biographie seines Ahnherrn gebeten.

Am 3. Mai schreibt Hebbel ins Tagebuch[10]): „Der Künstler hat lauter Kugelgestalten im Kopf, der gewöhnliche Mensch lauter Dreiecke.“ Hiermit vergleiche man das folgende, in

---

[1]) Sg. III. 443; vgl. Tgb. II. 454.

[2]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 330.

[3]) Sg. III. 383; vgl. Tgb. II. 461.

[4]) Sg. IV. 110; vgl. Tgb. II. 461.

[5]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 332.

[6]) Tgb. II. 463.

[7]) S. 478 (31. XII. 59).

[8]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 320.

[9]) Tgb. II. 488.

[10]) S. 492.

einem Briefe vom 10. August 1862 an Julius Campe mitgeteilte Epigramm[1]):

„J. L. K.
Will euch die dumme Kugelform denn gar nicht aus dem Kopf?
Ich kenne eine höhere: es ist der Weichselzopf!"

Unterm 11. November lesen wir eine hübsche gereimte Gnome im Tagebuch,[2]) die sich jedenfalls auf den Tod jenes Eichkätzchens bezieht, dem Hebbel schon im Gedicht „Das Geheimnis der Schönheit" [3]) ein Denkmal gesetzt hatte.

Die Tagebuchblätter vom Jahre 1862 liefern keine Ausbeute für unseren Zweck. R. M. Werner teilt in seiner Skizze „Aus Hebbels Nachlafs" mit,[4]) dafs Hebbel während des Jahres 1862 einen französischen Vers notierte und ein bissiges Epigramm gegen die neueren französischen Stücke richtete. Ferner bringt Werner ein Epigramm zum Abdruck,[5]) das „Dresden, 31. August in der katholischen Kirche" datiert ist. Der Herausgeber bemerkt hierzu: „Es dürfte wohl von der Reise nach Weimar stammen." Der in Werners Nachlese zu Friedrich Hebbels Briefen veröffentlichte Brief an Christine (Dresden, 1. September 1862) belegt diese Vermutung[6]): „Gestern hörte ich, als ich ausging, zuerst die Mefsmusik in der katholischen Kirche, die weit und breit berühmt ist, und mit Recht. Seltsam genug rundeten sich mir dort ein paar bitterböse Epigramme, von denen ich Dir eins mitteilen will:

„Unser Gevatter, der Storch, ist kein zu zärtlicher Vater:
Werden die Jungen ihm krank, wirft er sie flugs aus dem Nest.
Aber ich kenne den Adler, er horstet, der höchste, in Deutschland,
Welcher es umgekehrt macht und die gesunden verstöfst."

Errätst Du das böse Tier? Dann sag' es ja niemand." Am 19. Dezember schreibt Hebbel an Julius Campe[7]): „Für die Gottschallsche Kritik danke ich Ihnen, noch mehr für die

---

[1]) Werners Nachlese, Bd. II. 249. Mit „J. L. K." ist Julius Leopold Klein gemeint, der bekannte Verfasser der „Geschichte des Dramas" (Leipzig 1865—76), auch dramatisch mehrfach thätig.

[2]) Tgb. II. 505.

[3]) S. 504.

[4]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 329.

[5]) Ebenda S. 330

[6]) Werners Nachlese, Bd. II. 273.

[7]) Ebenda S. 282.

Julian Schmidtsche. Sie hat mir eine Illusion genommen, die zu allerlei Verwirrungen hätte Anlafs geben können; man schrieb mir aufs positivste, die Recension in den Grenzboten sei von ihm. Ich unterdrückte deshalb auch wirklich im Österreichischen Dichterbuch ein schon gedrucktes Epigramm gegen ihn, nun steht's im alten Recht."

Am 6. März 1863 schreibt Hebbel in sein Tagebuch[1]: „War mit Titi im Circus Renz; ganz die alten Empfindungen wie in Paris, die ich in einem Epigramm niederlegte." Gemeint ist das mit der Überschrift: „Nach dem ersten Abend bei Franconi in Paris".[2]) Am 16. April urteilt Hebbel über die Epigramme, die ihm Moritz Kolbenheyer zu seinem Geburtstage nebst mehreren Flaschen Ungarweins zusandte, sehr günstig.[3]) Am 1. August schreibt er an den geistreichen Spender[4]): „Sie haben eine seltene Gabe, wie mir auch Ihre Epigramme schon bewiesen, die mir gänzlich fehlt; sie ist der des Raphaels zu vergleichen, dem die Ecken und Winkel der Stanzen im Vatikan, die manchen anderen braven Maler in Verzweiflung gesetzt haben würden, zu den lieblichsten Motiven und den anmutigsten Arabesken verhalfen."

Aus diesem letzten Lebensjahre Hebbels stammende Epigramme konnte ich nicht ausfindig machen. Schon am 3. Mai fühlte der Dichter „eine grofse Leidensperiode" herannahen, aus der er nicht mehr genesen sollte.[5])

Sein langjähriger Freund und erster Biograph Emil Kuh veranstaltete im Jahre 1867 eine Ausgabe von Hebbels „Sämtlichen Werken", worin er auch das Epigrammenbuch um mehrere Stücke aus dem Nachlafs vermehrte. R. M. Werner veröffentlichte weitere Proben aus demselben, und die von ihm begonnene kritische Gesamtausgabe der Hebbelschen Werke dürfte wohl auch das Schaffensbild des Epigrammatikers Hebbel vervollständigen, (wenn auch schwerlich neue Züge zu den bekannten hinzufügen.)

---

[1]) Tgb. II. 547.
[2]) Sg. III. 354.
[3]) Werners Nachlese, Bd. II. 298.
[4]) Ebenda S. 321.
[5]) Tgb. II. 563 und 580 (25. X. 63).

II.

Die Eigenart der Hebbelschen Epigramme.

Wer in Hebbels Dichtungen Bruchstücke und Bekenntnisse eines vom Sturm und Drang aller Art bewegten Dichterlebens erblickt, wird sich den in ihnen oft recht grell hervortretenden Zug knorriger Herbheit und häfslicher Absonderlichkeit erklären können. Die Lebensverhältnisse des armen Maurersohnes, mit denen die Schicksale unserer Klassiker kaum den Vergleich aushalten, waren von Anfang an dazu angethan, seinen erwachenden Genius am aufstrebenden Fluge zu hemmen.[1]) Die Folge davon war eine bis zu Selbstmordgedanken sich steigernde Verbitterung gegen sein verfehltes Dasein und grübelndes Einspinnen in eine zum Teil recht düstere, phantastische Gedankenwelt, die er bei dem Mangel an einer geregelten wissenschaftlichen Ausbildung durch sprunghaft und einseitig betriebene Lektüre nährte und erweiterte. Vor allem jenes, zuweilen aus Selbsttäuschung und Selbstüberhebung hervorgegangene metaphysische „Spähen nach Geheimpfaden der Weisheit“ erschwerte es dem Dichter, sein „Leben zum Kunstwerk zu adeln“.[2]) Es war ihm daher nicht wie einem Goethe verliehen, „die Schönheit vor der Dissonanz, die Traumschönheit, die von den widerspenstigen Mächten und Elementen des Lebens nichts weifs, nichts wissen will“, zu gestalten, sondern er suchte „die Schönheit, die die Dissonanz in sich aufnahm,

---

[1]) Vgl. Tgb. II. 54 (23. XII. 43) und: Fr. Hebbel, Der Genius. Die künstlerische Persönlichkeit. Drama und Tragöde — 3 Studien von Johann Krumm, Flensburg 1899.

[2]) Tgb. I. 222/23.

die alles Widerspenstige zu bewältigen wufste“, zur Darstellung zu bringen.[1]) „Auf diesem Standpunkt löst sich“, so sagt er, „alles auf, was in meinen Produktionen jedem andern dunkel und seltsam erscheinen mag. Wie schwer er auch zu erringen, wie viel schwerer ihm noch zu genügen sei: er ist der allein gültige.“ So sind denn Hebbels Dichtungen, wie Kuno Fischer in richtiger Erkenntnis ihrer Eigenart hervorhebt,[2]) immer zugleich Probleme. Sie wollen nicht nur einen Stoff darstellen, sondern an diesem Stoffe auch zugleich eine Aufgabe lösen, „eine solche, die noch nicht gelöst ist, an die womöglich noch niemand gedacht hat.“ Und weil nach des Dichters eignem Bekenntnis[3]) der Gedanke bei ihm stets der Tyrann war, der keine Schönheit aufkommen liefs, so ist es ihm, trotzdem er an seine Lyrik die höchsten Anforderungen stellte,[4]) nur in wenigen Fällen gelungen, rein lyrisch zu gestalten. Nur selten war es ihm vergönnt, ursprünglichste, lebensvolle Töne, die im Menschenherzen den natürlichsten Widerhall finden und es seiner schönsten, edelsten und erhabensten Gefühle teilhaftig machen,[4]) anzuschlagen und sie in reinster Harmonie und poetischer Abklärung ausklingen zu lassen.

Natürlich mufste einer so sehr zur Reflexion hinneigenden Künstlernatur eine poetische Form wie das Epigramm besonders zusagen, in der sie das „Verschiedenartigste“ ihrer tiefsten und eigenartigen Anschauungen über Kunst, Sprache, Poesie, Geschichte, Philosophie, Welt- und Menschenzustände fassen konnte.[5]) Im Epigramm konnte Hebbel auch so recht seiner Vorliebe für geistreiche, überraschende Antithesen und Stichomythien nachgeben, wie er sie vor allem in die Dialoge seiner Dramen oft einzustreuen pflegte. Mit richtiger Selbsterkenntnis seiner ureigensten Begabung schrieb er daher einmal an Adolf

---

[1]) Werners Nachlese, Bd. I, 221. (An L. Gurlitt.)

[2]) Br. II. 376 ff.

[3]) Br. I. 84.

[4]) Tgb. I. 132; ferner S. 30 (5. IX. 36); S. 60 (13. IV. 37); vgl. auch das gereimte Epigramm „Einseitigkeit ist mir ein Dorn . . .“ Tgb. II. 66 (15. I. 44) und Ausgabe von Stern VIII. 197, 3.

[5]) Br. I. 368.

Strodtmann[1]): „Ich bin der Mann des Epigramms und des Aperçus, meine ganze Natur ist lakonisch und spricht durch Blitze.“ Jede, selbst die flüchtigste seiner Äufserungen machte, wie Strodtmann in seinen Erinnerungen an Hebbel mitteilt, den Eindruck tiefster Originalität. „Welchen Gegenstand das Gespräch berühren mochte, immer wufste er ihn durch eine frappante Bemerkung zu beleuchten, die um so mehr das aufmerksamste Nachdenken des Hörers erforderte, als sie in der Regel in die scharfe und knappe Form des Epigramms gekleidet war. Von irgend welcher künstlichen Berechnung konnte dabei nicht die Rede sein: es war eben die eigenste Natur Hebbels, sich in solchen Geistesabbreviaturen auszusprechen, in der zwanglosen Unterhaltung so gut wie im lyrischen Gedicht oder in der dramatischen Replik.“

Bei seinen epigrammatischen Erstlingsversuchen[2]) bediente sich Hebbel der Gattung des gereimten Sinngedichtes, die er aber auch später neben dem elegischen Mafse weiter fort pflegte. Zu dieser Kunstform wurde er, wie schon hervorgehoben wurde, durch Lessingsche Sinngedichte angeregt, und manche dieser in reizvollem Spiele Spannung erregenden und auflösenden Epigramme entsprechen Lessings bekannter Theorie. Anfangs stöfst allerdings der junge Dichter und Autodidakt, der sich seine Poetik selbst bilden mufste, auf schier unüberwindbare Schwierigkeiten, und wir sehen die verschiedensten unregelmäfsigen Strophengebäude entstehen. Das rechte Wesen des Reimes, worüber Hebbel später so Tiefes und Erschöpfendes zu sagen wufste, war dem Werdenden noch nicht aufgegangen, Hierbei liefs er sich wohl von den vielen unreinen Reimen irre leiten, an denen Schiller, seiner schwäbischen Mundart folgend, keinen Anstofs genommen hatte. Auch ist er in der Wahl verbrauchter Reime, wie Herz und Schmerz und dergleichen, noch nicht vorsichtig genug. Trotz dieser Mängel sind jedoch seine Jugendepigramme bedeutsame Äufserungen eines erwachenden grofsen Talentes, „abgestofsene Blütenschalen“, d'rin

---

[1]) Deutsche Revue II. 197.

[2]) Vgl. Fr. Hebbels sämtliche Werke, hrg. von Ad. Stern, Bd. VII, 96ff. „Flocken“.

„die Frucht, die ernste“, allerdings erst schwellen und sich ausreifen sollte.[1]) Einen trefflichen Einblick in diese Werdezeit unseres Epigrammatikers, in die Einwirkungen, die neben Lessing vor allem Schiller, Klopstock, E. T. A. Hoffmann und andere auf seinen Geist ausübten, hat Alfred Neumann bereits gegeben.[2]) Das eine steht jedenfalls fest: trotz einzelner bewufster und unbewufster Anklänge an grofse Vorbilder war Hebbel schon in Wesselburen in dichterischer Beziehung ziemlich selbständig. Auch die von Krumm aus dem „Boten“ in seiner Hebbelausgabe[3]) mitgeteilten „Flocken“, „Einfälle“ und „Neuen Flocken“ bestätigen das Gesagte. Schon in diesen Erstlingsproben weht ein nach Eigenart ringender Geist, es wallt in ihnen ein dramatisch bewegter Wellenschlag. Rasch schreiten die Gedanken vorwärts, sie haben keine Zeit, sich breit auseinander zu blättern.[4]) Ein bezeichnendes Wort, eine zarte, andeutende Linie soll den Kunstfreund zwingen, selbst mit zu denken und mit zu empfinden, gleichsam zwischen den Zeilen zu lesen.

Anschauliche Gleichnisse strömen dem jungen Dichter schon in Fülle zu. Man lese das Epigramm „Rat ohne That“,[5]) in dem er einen Ratgeber, der nicht seine Worte in Thaten umsetzt, mit einer tüchtig sausenden Mühle vergleicht, der es an Steinen fehlt. Die deutsche Litteraturgeschichte, die er in einem seiner späteren Distichenepigramme „das schnurrigste Stammbuch der Völker“ nennt, erscheint ihm[5]) „wie bei der Schöpfung“ als „ein endlos Meer“, worin die Wasser wirr durcheinander strudeln. Dieses Chaos unterscheidet sich jedoch von dem in der Bibel erwähnten dadurch, dafs über jenem der deutschen Litteratur nicht der Geist Gottes schwebe. Graziöses Spiel mit Antithesen erfreut in Epigrammen wie „Dein Himmel liegt in deiner eignen Brust“,

---

[1]) Tgb. II. 280 (29. VIII. 47).

[2]) Aus Fr. Hebbels Werdezeit. Von Alfred Neumann (Programm). Zittau 1899, S. 6 ff.

[3]) Neue Auflage der bereits angezogenen von Ad. Stern.

[4]) Werners Nachlese, Bd. I. 202. An L. Gurlitt (Wien 26. VI. 46).

[5]) Vgl. das ähnliche Bild in Grillparzers Epigramm „Der Kunstrichter“ (1834). Cotta (Bibliothek der Weltlitteratur) Bd. II. 82.

„Verschiedene Bitten“ und „Rosas Schönheit“. Namentlich das zuletzt genannte atmet echt Lessingschen Geist. Der Dichter bezweifelt darin, daſs Rosas Schönheit schwinden werde. Denn wenn etwas vergehen soll, muſs es doch vorher vorhanden sein. An Rosa aber könne niemand Schönheit finden.

In einigen dieser Jugendepigramme erfahren hervorstechende lächerliche Gestalten aus litterarischen Kreisen gebührende Abfertigung, die sich zuweilen der hyperbolischen Form nähert. So erklärt der Dichter das Streben von Hohlköpfen, von des Ruhmes Fittich erhoben zu werden, für ebenso aussichtslos und unbegreiflich, wie wenn Grönlands matter Sonnenschein auf eisesstarrenden Fluren auf einmal saftige Citronen zur Reife bringen würde. Beiſsenden Sarkasmus atmen viele dieser Stachelverse. So sei es z. B. überflüssig, auf eine bekannte geistlose Person ein Epigramm zu machen. Sie macht „selbst das beste Epigramm auf sich“, wenn sie nur den Mund aufthut. Einen litterarischen Sudler, der empört darüber ist, daſs die Kritiker ihn schelten, und der ihnen zu bedenken giebt, daſs Rom auch nicht an einem Tage erbaut worden sei, spricht er mit dessen eignem Gleichnis das Urteil: Rom hat natürlich, solange es im Werden begriffen war, keine Bewunderung wecken können. Erst als es wirklich ins Leben trat, ist ihm diese zu teil geworden. Aus dieser Thatsache sei die Folgerung zu ziehen:

„Der Ruhm ist Schatten nur der That,
Und steht kein Ding im Sonnenlicht,
Sieht man gewiſs den Schatten nicht.“ [1])

Im Epigramm „Recensenten“ wünscht der Dichter, daſs jene Kritiker in gewisser Beziehung tolle Hunde sein möchten:

„Denn dann würden die Gebiſsnen,
Doch ja wohl das Wasser scheu'n!“

Bei der Lesung der „Abderiten“ kommt ihm der Gedanke, daſs es noch viele Abderiten auf der Welt gebe. Doch nicht immer handle es sich darum, „Eselsfehden“ zu schlichten, sondern zuweilen darum, das Schicksal eines edlen Volkes

---

[1]) Vgl. die ähnliche Tagebuchstelle vom 5. XII. 36.

zu wenden. Kopf und Hand lasse dann jene führenden Geister meistens im Stich und sie

„ . . . machen's schlimm an allen Enden." —

Verfolgen wir nun nach der Betrachtung dieser gereimten Erstlingsepigramme, wie das Können des Dichters in dieser Gattung sich weiter entfaltet und ausreift; sehen wir zu, wie, um mit seinen eignen Worten zu reden, im Stillen der Stein wächst.

Manche der späteren gereimten Sinngedichte sind auch noch unregelmäfsig in der äufseren Form und muten zuweilen wie Knittelverse an, so z. B. die Gnome:

„Reue.[1])
Wer klug einen Namen dafür erfand,
Der hat den Zustand gewifs nicht gekannt";

oder folgende[2]):

„Die Sucht, ein grofser Mann zu werden,
Macht manchen zum kleinsten Mann auf Erden."

Doch immer mehr tritt Hebbels heifses Bemühen zu Tage, die innere und äufsere Form in harmonischen Einklang zu bringen. Die Rhythmen werden nach und nach regelmäfsiger und die Reime reiner. Da ich gerade Gnomen anführte, so will ich zunächst in diesem Zusammenhange die übrigen gleichartigen Dichtungen einer näheren Betrachtung unterziehen, daran die spruchartigen Gedichte knüpfen und schliefslich die wenigen rein epigrammatischen Stücke besprechen.

Mit Vorliebe kleidet Hebbel allgemeingültige Erfahrungsthatsachen in gereimte sentenziöse Form.

So sagt er z. B., der Mensch trete in die Welt, wie in sein eigenes Haus. Man könne aber eine Schlacht wohl als Held verlassen, doch nicht als solcher in sie eintreten.[3]) Wenn Gott einem ein Unglück ins Haus sende, so solle man sich bestreben, ein Glück daraus zu machen.[4]) Wer in diesem bunten und krausen Leben die Regel finden wolle, der könnte

„ . . . leichter einen Straufs
Aus Feuerwerkers Blumen winden." [5])

---

[1]) Tgb. I. 24 (1. VII. 36) und Ausgabe von Stern VII. 195, 1.
[2]) Tgb. I. 26 (18. VII. 36) und Stern 195, 2.
[3]) Tgb. I. 154 (24. II. 39).
[4]) Tgb. I. 170 (17. IX. 39) und Stern 195, 6.
[5]) Tgb. II. 141 (21. II. 45) und Stern 198, 9.

So wie erst der letzte Buchstabe das Wort schliefse, könne man die Tage des Menschen nicht eher entziffern, bis ihnen der Tod das Ende gesetzt habe.[1]) Wundervoll abgerundet und im lyrischen Sinne klangvoll ist folgende Gnome[2]):

„Ach, wie läfst ein Menschenleben
Doch so wenig Frucht zurück!
Ob die Jahre, die entschweben,
Auch zum Hundert sich verweben,
Alles, was sie dir gegeben,
Zählst du auf im Augenblick.“

Eine Gnome gleich schönen Schlages scheint mir folgende zu sein[3]):

„Halt nicht zu fest, was du gewannst,
Und schlag's dir aus dem Sinn,
Denn eh' du's recht beweinen kannst,
Bist du schon selbst dahin!“

Enttäuschung bleibt keinem Sterblichen erspart. So zeige es sich z. B. oft auf Erden, dafs zwei Menschen, die mit aller Macht darnach streben, völlig eines zu werden, um sich nie mehr trennen zu lassen, während ihres Zusammenlebens die Erfahrung machen, dafs sie erst jetzt völlig zwei geworden seien.[4]) So recht seiner innersten Überzeugung entspricht das, was Hebbel von der Wahrheit sagt.[5]) Jedermann wird es gern unterschreiben. Es gehe zwar die Sage, die Wahrheit trage einen Schleier. Sie ändere jedoch blofs ihr Antlitz der grofsen Menge gegenüber. Nur dem tapfersten ihrer Freier zeige sie ihr echtes Angesicht.

Manchem Menschen könne man allerdings die Wahrheit vor die Stirn schreiben, dann werde sie ihm doch nicht ins

---

[1]) Tgb. II. 145 (21. II. 45) und Stern 199, 11.

[2]) Tgb. II. 160 (26. V. 46); vgl. Epigramm „Die Summe des Lebens“, Sg. III. 386.

[3]) Tgb. II. 505 (11. XI. 61) und Stern 201, 27.

[4]) Tgb. I. 280 (22. V. 42) und Stern 196, 10; vgl. Zukunft, VII. Jahrgang No. 44 „Neues von Hebbel“; S. 193 teilt Werner aus dem Nachlafs ein Gedicht, betitelt „Einem Freunde“, mit. Der Schlufs desselben stimmt mit dem genannten Epigramm überein:

„Wir wollten eines werden auf der Welt,
Dafs auch die kleinste Scheidung nicht mehr sei,
Und wurden, wie's im Leben öfter fällt,
Erst dadurch, und für immer, völlig zwei!“

[5]) Tgb. II. 348 (16. V. 51) und Stern 201, 24.

Gehirn dringen. Der Denkspruch sei zwar gut, aber ein anderer möge ihn lesen.[1])

Später giebt der Dichter dieser Gnome folgende abgeänderte Fassung[2]):

„Schreib' ihm die Wahrheit vor die Stirn,
Er läfst sie doch nicht ins Gehirn,
Er wird die Inschrift freilich hegen,
Allein — er trägt sie andrer wegen."

Und wenn der Mensch gestern was gesagt habe, „das irrig war, und dumm und schwach", so sei er schon darum geplagt, dafs die Leute es ihm heute nachsprechen und ihm seinen eignen Irrtum als Feind vors Gesicht stellen. Doch wie der alte Hund auch belle:

„Er beifst die Wahrheit nicht."[3])

Als Beleg für die Thatsache, dafs Hebbel zuweilen der Dichter der absoluten Häfslichkeit ist, dafs er selbst vor den widerlichsten Bildern nicht zurückschreckt, dürfte folgende Gnome dienen[4]):

„Der Hund hat eine feine Nase,
Er riecht im Kote noch den Speck,
Den Weihnachtsbraten noch im Aase;
Was folgt daraus? Der Hund frifst Dreck."

Einer grofsen Seele hafte darin noch mancher Fleck an,

„Dafs sie das Schlechte kann verzeih'n
Und das Beschränkte lieben."[5])

Eine Erfahrungsthatsache sei es auch,

„Dafs oft dem schönsten Leib die schlechteste Seele sich eint."

Das scheine zwar ein Widerspruch zu sein, sei aber „der Freiheit Schlufs".[6]) Wenn man einem Kranken sage, dafs der Tod rot und das Leben bleich sei, so werde er doch allemal nach dem Leben in seiner Not greifen.[7])

Allgemeingültige Wahrheiten, denen jedoch mehr Persönliches vom Dichter beigemischt ist, trägt eine Reihe von gereimten Sprüchen vor.

[1]) Tgb. I. 277 (4. IV. 41) und Stern 196, 7.
[2]) Tgb. II. 141 (21. II. 45).
[3]) Tgb. II. 139 „Nemesis" (21. II. 45) und Stern 198, 6.
[4]) Tgb. II. 140 (21. II. 45) und Stern 198, 7.
[5]) Vgl. Stern 200, 19.
[6]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8. Werner, Aus Hebbels Nachlafs, S. 331.
[7]) Ebenda.

Hebbels mannhaftem und kernigem Wesen will zimperliches Gebahren durchaus nicht zusagen; denn — so begründet er, an eine bekannte Thatsache anknüpfend — wenn man durch Schnee genesen wolle, so müsse man erst erfroren sein.[1]) Als einen blofsen Durchgang durch die herrliche Natur, den Tempel der Gottheit, sieht der Dichter das Leben an und freut sich des schönen Triebes, „vom Höchsten zu erforschen jede Spur."[2]) So tränkt also den Wanderer, wenn ihm auch selbst Vergänglichkeit beschieden ist, „ein Quell, der ewig ist und überschwenglich!" Und wenn es ihm in dichterischer Gnadenstunde gelingt, sein Bestes zu schaffen, so bleibt er sich dennoch bewufst, dafs er noch viel gröfsere Fortschritte werde zu verzeichnen haben, wenn er erst das, was er bisher als sein Bestes angesehen, verlachen dürfe.[3]) Auf dem Lebensgange ist der Weg beschwerlich, und mancher Dorn ritzt den Fufs des kraft- und mutvoll vorwärts eilenden Wallers. In ihm ruft der Dichter sich selbst zu, er möge sich nur hüten, mit seinem Blute die Rosen zu bespritzen.[4]) In diesem echt Hebbelschen Bilde birgt sich ein tiefer Zug von Selbsterkenntnis. Sein trüber Lebenslauf, der ihn erst nach jahrelanger Wirrnis aus düsterer Niederung zum sonnbeglänzten Gipfel führte, hinderte ihn, wie bekannt, in der Kunst das Höchste in fleckenloser Reinheit und Schönheit zur Blüte zu entfalten. — Ein ähnlicher Ton wehmütiger Entsagung durchklingt die beiden ersten Zeilen folgenden Spruches[5]):

„So viel, was einzig mich beglückt,
Warum versagt sich's mir?"

Und wie um sich über diese traurige Thatsache hinweg zu trösten, hält er sich vor, dafs nur das, was man sehnsüchtig erstrebe und doch nicht erlange, für den Menschen begehrenswert bleibe und seinen lockenden Reiz bewahre:

„Die Rose, die du nie gepflückt
Sie duftet ewig dir!"

---

[1]) Tgb. I. 34 (19. X. 36) und Stern 195, 3.
[2]) Tgb. I. 102 (V. 38.)
[3]) Tgb. II. 142 (21. II. 45).
[4]) Tgb. I. 103 (V. 38) „Motto für meine Gedichte".
[5]) Tgb. I. 135 (6. I. 39) und Stern 196, 5.

Dies Gedicht klingt wie eine sehnende Vorahnung, dafs einmal eine liebliche Mädchengestalt seinen Lebenspfad kreuzen und sich ihm in Liebe zuneigen werde. Das trat auch wirklich ein. Man wird unwillkürlich an den genannten Spruch erinnert, wenn man im Tagebuch liest[1]): „Emma Schröder, welch' ein liebliches Mädchen! Die Rose, die sie mir schenkte, berauscht mich noch mit ihrem Duft.“ „Eine Erscheinung von wunderbarem Liebreiz, dämmernd wie der Sternhimmel in einer duftigen Nacht“, nennt er später[2]) das ausgezeichnete Mädchen, als er sie nicht ohne Wehmut wieder sah, und er gesteht: „Wenn sich nicht nichtswürdige Dinge zwischen sie und mich gestellt hätten, so würde ich das höchste Glück der Erde auf einmal gekostet haben, und das hätte mein Leben vielleicht in der innersten Wurzel wieder aufgefrischt.“ — So blieb ihm nur die schöne, wehmütige Erinnerung, und sie hat ihm sicher noch im Alter wie eine Rose süfs geduftet.

Ein wundervoller Hauch von des Lebens ergreifender Tragik weht in dem sinnigen Spruche[3]):

„Der Tod bricht alle Blumen,
Ich kann's ihm nur verzeih'n,
Wenn er sie bricht, so lange
Sie heilig sind und rein.“

Humor, der unter Thränen lächelt, atmet der Denkspruch, den Hebbel für seine Abreise von der Erde bereit hält.[4]) Die Aussicht habe er schön genug gefunden, die Sternenschrift habe er zwar nicht lesen können. Ins grofse Buch habe auch er sich eingeschrieben, zum Zeichen, dafs er dagewesen. Etwas von der Lehre des Determinismus scheint aus den Versen widerzuklingen[5]):

„Warum ficht mich so manches Übel an?
Weil Gott dich vor dir selbst nicht schützen kann!“

Pantheistischer Einflufs läfst sich deutlich erkennen, wenn Hebbel sagt, der Staub, der glühend und bewufst die ganze

---

1) Tgb. I. 219 (30. VII. 40).
2) Tgb. II. 4 (29. VIII. 43).
3) Tgb. II. 155 (4. VIII. 45) und Stern 199, 13.
4) Tgb. II. 141 (21. II. 45) und Stern 199, 10.
5) Tgb. I. 153 (24. II. 39).

Welt in eigner enger Brust getragen habe, dürfe nicht klagen. Worin der Mensch sich versenke, das werde mit ihm zu eins:

„Ich bin, wenn ich ihn denke,
Wie Gott, der Quell des Seins.“[1])

Man möchte hier an bestimmte Einwirkung der „geistlichen Sinn- und Schlufsreime“ Johann Schefflers denken.

Des Dichters Hang zu metaphysischer Spekulation bekunden auch mehrere gereimte Sprüche. So sagt Hebbel von sich selbst[2]):

„Ich rang mit der Natur um ihr geheimstes Sein,
Da schluckte sie mein eignes wieder ein.“

Der Schmerz ist für ihn der Durst nach Wonnen, der auf den Quell deute. Diesen zu suchen, sei sein rastloses Bemühen gewesen.[3]) „Wir Menschen sind gefrorene Gottgedanken“, sagt er.[4]) Im Epigramm „Gott und die Welt“ nannte er diese den Witz eines gewaltigen Ichs, und in einer Tagebuchstelle vom 30. März 1845 sagt er[5]): „Wie um unser Ich die tausend Gedankenfunken, so tanzen um Gott die Millionen Gestalten herum.“ Das sind also „Gottgedanken.“

„Die inn're Glut, von Gott uns eingehaucht,
Kämpft mit dem Frost, der uns als Leib umgiebt.“

Es sind hiermit die Gegensätze des Geistigen und Körperlichen angedeutet, die im Menschen fortwährend im Streit begriffen sind. Wer unterliegt von beiden? Es giebt zwei Möglichkeiten, die aber dasselbe Ergebnis haben: entweder schmilzt die Wärme den Frost (verzehrt der Geist den Körper), oder die Wärme (Geist) wird vom Frost (vom Körperlichen) erstickt.

„In beiden Fällen stirbt der Mensch.“

Gereimte, rein epigrammatische Gedichte hat Hebbel, wie schon erwähnt, seltener gedichtet. Dafür schien ihm die Form des Distichons sich besser zu eignen. Doch ist es ihm auch

---

[1]) Tgb. II. 7 (3. X. 43 Heidelberg).
[2]) Tgb. I. 278 (8. VI. 41).
[3]) Tgb. I. 198 (7. II. 40).
[4]) Tgb. I. 300 (5. I. 43).
[5]) Tgb. II. 148.

in gereimter Form vortrefflich geglückt, die epigrammatische Spitze scharf herauszukehren. Man mufs hier die äufsere Form näher betrachten und zusehen, wie er sich zu seinem Zwecke den Reim dienstbar zu machen versteht. Man lese z. B. folgendes Epigramm:

„Ei, wie die wunderlichen Knaben
Sich doch possierlich jetzt geberden!
Sie wollen Münzwardeine werden,
Weil sie noch nicht gestohlen haben.“

In diesem Gedicht hat die erste und zweite Verszeile die Aufgabe, die Spannung des Lesers zu erregen, was denn eigentlich für wunderliche Knaben gemeint seien. Der dritte Vers, der sich dem vorigen im Reim anschmiegt, ihm entgegenkommt, steigert durch halbe Befriedigung der Neugierde die Spannung. Denn dafs jene „Knaben Münzwardeine“ werden wollen, ist doch an und für sich nichts Aufsergewöhnliches. Erst die Schlufszeile, die schon äufserlich, durch den Reim zu der ersten in Parallele steht, bringt die Pointe, den völligen Aufschlufs. In der Wahl dieses Strophengebäudes mit seiner umschlingenden Reimstellung scheint mir Hebbel eine treffliche, höchst lebendige Form gewählt zu haben, die sich ebenso gut wie Hexameter und Pentameter für die epigrammatische Antithese eignet. Doch auch in der Reimstellung *abab* hat Hebbel vortreffliche Epigramme gedichtet. Man lese „Judas“. In diesem Gedicht scheidet man am besten zwei Gruppen: I *ab* und II *ab*. Die erste stellt den Satz auf, dafs der Verrat des Judas an sich nichts Aufsergewöhnliches sei. Denn Judasse giebt es viele auf der Welt. Hierdurch wird der Leser zu der Frage angeregt: was ist es also, das die That des Judas zum schlimmsten Verbrechen stempelt? Die Versgruppe II *ab* giebt den Aufschlufs: schnöde Habgier machte den früheren Jünger des Herrn zu dessen Verräter.

Auch in sehr knapper Form, in zwei reimenden Kurzzeilen, gelingt Hebbel epigrammatische Zuspitzung.

Man lese z. B. den Denkzettel, den er einem auf ihn hochmütig herabblickenden Protzen ins Album schreibt:

„Ich bin zwar A, und du bist B,
Doch stehen wir beide im A-B-C.“

Dafs die Seele des Epigramms im engeren Sinne in Witz und Kürze bestehe, zeigen ebenfalls Gedichte, wie folgende:

„Was zeigt dein grauser Bücherschwall?
Ein Regen ist kein Wasserfall!"

Bettina.

„Dies Buch gehört dem Könige!
Drum lesen's auch so wenige."

Eine mehr dem Merkmal der Fabel zuneigende Eigenart trägt folgendes länger ausgeführte Gedicht an sich:

„Die Distel sprach: nun will ich Rose werden!
Ich hörte es und schüttelte das Haupt,
Ihr Vetter Dornbusch sah's und sprach mit Zorngeberden:
Ein Schelm und Narr, wer ihr nicht glaubt!
Die Rosenstacheln hat sie schon,
Bald keimt die Blume selbst, dem frommen Wunsch zum Lohn!"

Dafs gereimte Epigramme auch sehr gut in länger ausgeführter Form glücken können, beweist Hebbels Gedicht „Auf Götz auf Berlichingen". Der erste Teil desselben mit der Reimstellung *abab* bestätigt Götzens Heldenhaftigkeit. Doch im Tode erst sei ihm die höchste seiner Thaten gelungen. Man fragt: welche ist das? Aufschlufs: der gröfste Dichtergeist ist durch ihn begeistert worden, und wo man Goethes Namen preise, werde also zugleich auch Götzens Name genannt: des Helden That lebt in des Sängers Lied.

Von Hebbels zahlreichen Epigrammen im elegischen Versmafse scheinen mir verhältnismäfsig nur wenige poetisch hoch zu stehen. Die meisten derselben sind, wie ich bereits nachzuweisen versuchte, lediglich in Verse gebrachte Denkergebnisse aus oft jahrelang weitergesponnenen Gedankenreihen.

Hebbel selbst schien über den Wert seiner Epigramme kein feststehendes Urteil sich gebildet zu haben; denn einmal hält er sie, wie wir bereits gesehen, für die „geringeren" unter seinen Gedichten und bekennt selbst, dafs er in ihnen „neben einiger Poesie das Specielle" seiner Lebens- und Weltanschauung niedergelegt habe. An anderer Stelle nennt er sie „Epigramme im höheren Sinne".

Wie er bei seinen epigrammatischen Erstlingsversuchen nur die äufsere Form übernahm, während sein ganzes dichterisches Denken und Gestalten bereits seine eigenen Bahnen wandelte,

so lehnen sich diese seine Distichenepigramme auch nur in der äufseren Form an grofse Muster an, nämlich an den [1])

„ . . . Vers, wie Schiller und Goethe ihn bauten,
Schmäh'n ihn auch Platen und Vofs, weil er der deutscheste ist!“

Schauen wir uns diese bunte Blumenlese, worein freilich auch mehrere Brennesseln und Dornen geflochten sind, einmal genauer an! Unter dem Titel „Epigramme und Verwandtes“ bietet sie der Dichter dar und bekennt sich hiermit zu der Herderschen Ansicht, dafs das Epigramm die mannigfachsten Spielarten durchlaufen könne, und dafs es also mit bestimmten anderen poetischen Gattungen verwandt sei.

Wie die Dramatik und Lyrik Hebbels im allgemeinen, so trägt auch diese seine Epigrammendichtung das Gepräge seiner eigenartigen Persönlichkeit an sich. Auch hier treten neben Stücken voll lebensfrischen, sonnigen Liebreizes Bilder voll mitternächtlichen Dunkels, voll grausiger, zuweilen dämonischer Absonderlichkeit hervor.

Eine Fülle äufserer Faktoren wirkte, wie bereits nachgewiesen wurde, auf die Entstehung der Epigramme ein, und darnach läfst sich ihre Eigenart in verschiedene Gruppen scheiden.

Verhältnismäfsig nur wenige Epigramme verdanken ihr Dasein den Eindrücken, die Werke der bildenden Kunst auf den Dichter machten. Wohl strebte Hebbel zeitlebens darnach,[2]) zu durchdringen, „was gelebt hat in jenen ewigen Meistern, und durch das Wort ihre Intentionen“ darzustellen. Doch gerade in Italien, dem sinnenfrohen Wunderlande, in dem Formen- und Farbenharmonien von jeher die höchsten Triumphe gefeiert, mufste er sich im Stillen bekennen, dafs für ihn die bildende Kunst nicht das bedeuten könne, „was sie anderen, was sie z. B. Goethe war“.[3])

---

[1]) Sg. III. 344. Motto.

[2]) Vgl. „Hebbel und Thorwaldsen“ von Karl Werner in Salzburg. Euphorion I. 268, S. 271 ff. — „Verhältnis zur bildenden Kunst“; vgl. ferner: Nation, Wochenschrift für politische Volkswirtschaft und Litteratur, 15. Jahrgang, No. 47. R. M. Meyer „Friedrich Hebbels Kunstlehre“; ferner: Andreas Aliskiewicz „Hebbels ästhetische Ansichten“, Brody 1900. Gymnasialprogramm.

[3]) Tgb. I. 75. „Aus einem Brief an Gravenhorst vom 24. August.“

Keineswegs üben denn auch auf ihn verfallende Burgen, Paläste und andere berühmte Baudenkmäler den wehmütigen Zauber aus, wie er zur Zeit der romantischen Bewegung seit Wilhelm Heinrich Wackenroders „Herzensergiefsungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ zu einem Lieblingsmotiv erkoren wurde und vielfach poetische Verklärung fand.

Es spricht daher aus den wenigen Epigrammen, die ihre Entstehung der Betrachtung verwitterter Bauwerke, zerbröckelnder Ruinen, uralter Gräberstätten u. s. w. verdanken, höchstens historische Teilnahme an einer in den Schofs der Ewigkeit hinabgerauschten grofsen Vergangenheit; aus einigen weht uns ein frischer Lebenshauch entgegen, oder es überrascht in manchen irgend eine sinnige Beziehung zur Natur. So scheint ihm z. B. die „Notre Dame de Paris“ [1]) mit ihrem düsteren Gemäuer nicht recht in das heitere, lichte Frühlingsbild zu passen, und er vergleicht sie in paradoxer Weise mit einem Nachzügler aus der trüben Winterszeit, mit einer „verspäteten Krähe, die blind hinein in den blühenden Mai“ stiert.

„Colosseum und Rotunda“ [2]) beschwören vor des Dichters Blick jene grofse Vorzeit herauf, in der diese gewaltigen Bauwerke geschaffen wurden. In der Folgezeit hätten zelotische Barbaren ihre Zerstörungswut daran ausgelassen, bis das Christentum auch an diesen Stätten sein Siegeszeichen, das Kreuz, aufgepflanzt habe. So seien Colosseum und Rotunda in christliche Kirchen umgewandelt worden und von dem „weiseren Papst“ durch „den Altar und durch Heiligenbilder still vor der letzten Gefahr“ geschützt worden. Dennoch dünkt es dem Dichter, der dem Christentum überhaupt feindlich gegenüber stand,

„ . . . als hätt' man erschlag'nen Titanen
Nach dem Tode das Kreuz noch auf die Stirn gebrannt“.

Wie August Sauer in seinen „Proben eines Kommentars zu Grillparzers Gedichten“ [3]) hervorhebt, hat Hebbel „das

---

[1]) Sg. II. 148.

[2]) Sg. III. 359.

[3]) Jahrbuch der Grillparzergesellschaft, hrg. von C. Glossy, Wien 1897, VII. Jahrgang, S. 53 ff. Im Gegensatz zu Grillparzer und Hebbel sprachen sich für das Kreuz im Kolosseum aus: der katholische Maler Führich 1827 und der protestantische Kirchenhistoriker K. v. Hase, Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte (1890).

Bild höchst wahrscheinlich ganz unabhängig von Grillparzer geprägt". Dieser sprach einen ganz ähnlichen Grundgedanken in seinem Gedicht „Die Ruinen des Campo Vaccino in Rom" aus, wodurch er mit der Zensur in unheilvolle Verwicklung geriet. Diese Grillparzersche Parallele, auf die zuerst Max Koch in seiner Festrede „Franz Grillparzer" hinwies,[1]) umfaſst die Verse 97 bis 128 des genannten Gedichtes.

„Auf dem Kapitol"[2]) gedenkt Hebbel der Manen des groſsen Cäsar, und auf der „Via Appia"[2]) läſst er beim Anblick der uralten Gräber, welche die Römer ihren Toten an den Straſsen zu „erhöhen" pflegten, den sinnend vorüber wallenden Wanderer dem Bewuſstsein seiner Lebenskraft und Lebenslust freudigen Ausdruck verleihen:

„ . . . wenn mir auch wenig
Nur gehört, mir gehört viel, mir gehört noch kein Grab!"

Dem „Epheu am Grabe der Caecilia Metella"[3]) widmet der Dichter äuſserst sinnige Verse: Man habe den Epheu verklagt, er solle die von ihm umstrickten Bäume entseelen. Doch er, der Dichter, spreche ihn von dieser Beschuldigung los und ledig, da er ja sogar Steine belebe. Sei es doch ein reizvolles Wunder, das er vollbringe, „grünt doch das traurige Grab".

Das Epigramm „La chiesa sotterranea dei Cappuccini a Roma"[3]) giebt in ergreifender Weise die Dämmer- und Schauerstimmung wieder, die einer Totengruft eigentümlich ist. Man muſs selbst schon solche Stätten besucht haben, um den vollendet realistischen Stimmungszauber, der in diesem Epigramm lebt und webt, völlig genieſsen und würdigen zu können. „Von der farbigen Wand" schimmern bleiche, zu Sternen und Blumen verflochtene Menschengebeine herab. Um „dämmernde Nischen", in denen mancher Erdenwaller, „wie im Leben, bekleidet", den letzten Schlummer schläft, sind grinsende Totenschädel hoch aufgestapelt. Zu diesem Ort der Ruhe stimmt auch so recht der den Fremden geleitende Mönch, ein

---

[1]) Frankfurt 1891, Berichte des freien Hochstifts, S. 14.
[2]) Sg. III. 360.
[3]) Sg. III. 361.

lebendes „Memento mori“. Der Welt und ihren Wonnen ist auch er bereits abgestorben, und lächelnd sagt er: „dereinst werde ich ruhen, wie sie!“ Doch das heifsblütige Weltkind, dessen lebensfrohes Herz sich im Reiche des Todes beengt und bedrückt fühlt, begrüfst tief aufatmend die wenigen Zeichen des frischen Lebensstromes da draufsen, die in die Dämmernacht und Grabesstille sich stehlen. Freudig lenkt es darum von all dem feuchten Moder und rieselndem Staube den ernsten Blick hinweg auf die Lichtflut des Sonnenscheins, die durch die niedrigen Fensterluken einströmt, und sein Ohr lauscht dem einzigen, hier hörbaren Laute der Aufsenwelt: dem sanften Plätschern des Springquells im Klosterhofe.

Und diese unverwüstliche Lebenslust, jener Drang sich auszuleben, hat den Dichter bis in seine letzten Lebensjahre nicht verlassen. Überraschend war es für ihn, als er im November des Jahres 1860 neben dem Stuttgarter Dome eine Totenhalle besuchte und dieses sein „Memento vivere“ [1]) auf einem Grabmal ausgesprochen fand. Er berichtet hierüber an seine Gemahlin [2]): „Eine uralte Inschrift traf mich besonders, sie lautete auf deutsch: Steh, Wanderer, und lerne leben vom Toten!“

Die erhabene Gröfse des Sankt Petersdomes hat der Dichter wie jeder andere Staubgeborene bewundernd angestaunt, wie wir aus Briefstellen wissen. Im Epigramm „Die Kuppelbeleuchtung zu Rom“ [3]) spiegelt sich der tiefe Eindruck, den dieser „Gigant von Stein“ auf ihn machte, in entsprechend grofsartiger Weise wieder. Hier haben wir die ganze Eigenart Hebbels mit ihren Vorzügen und Fehlern. Nicht an der Schilderung der Einzelheiten, des Kleinen, bleibt des Dichters Blick haften: ein Fehler, in den das geringe Talent so leicht zu verfallen pflegt; er liebt die Grofszügigkeit.

„Bei Betrachtung bedeutender Kunstwerke“, so sagt er am 13. April 1837 in seinem Tagebuche,[4]) „am Einzelnen haften zu können, ist das Zeichen eines mittelmäfsigen Kopfs.

[1]) Vgl. das Gedicht „Memento vivere“, Sg. III. 233.
[2]) R. M. Werner: Nachlese zu Fr. Hebbels Briefen, Bd. II. 129.
[3]) Sg. III. 363.
[4]) Tgb. I. 59.

Dagegen ist es aber ebenfalls Zeichen der Mittelmäfsigkeit eines Kunstwerks (dichterischen oder plastischen), wenn man über das Einzelne nicht hinaus kann, wenn es sich dem Ganzen gewissermafsen in den Weg stellt."

So schildert uns Hebbel in dem bewufsten Epigramm den Petersdom nicht in seinen einzelnen Teilen, von Grund auf bis zum blinkenden Kuppelkreuz, und in seiner starren, steinernen Ruhe. Er zeigt ihn uns, umstrahlt von der Glorie einer Fackelbeleuchtung, umlodert, wie er in einem Briefe an Elise Lensing sagt, von einem „Flammenfrühling, den die Nacht auf einmal gebiert". Wie eine Schlange ringelt sich die Feuergarbe empor. Ihr greller Schein stellt den milden Lichtglanz des Mondes, des „frommen Versilb'rers" der Peterskuppel, in Schatten. In echt dichterischer Weise redet er das Gebäude an, als ob es belebt wäre:

„. . . Du stehst nicht erschrocken, die Flamme
Zittert, statt deiner, sie friert, gern auch entschlüpfte sie dir;
Aber du hältst sie, sie soll den Vorwitz büfsen, verwegen
Aufgekrochen zu sein an dem Giganten von Stein"

Allerdings ist hier der Dichter im Individualisieren zu weit gegangen. Seine namentlich in den Dramen hervortretende Sucht zum Absonderlichen, Paradoxen hat ihn auch im vorliegenden Epigramm verführt. Das Zittern der Flamme damit erklären zu wollen, dafs sie friere, geht denn doch über jede sonst zulässige dichterische Lizenz hinaus und mufs auf den Leser, der sofort an die Grundeigenschaft des bewufsten Elementes denkt, befremdend wirken. Ferner, sich den „jüngsten der Blitze" als „Nestling" vorzustellen, der auf den Petersdom sich „gar des Angriffs erkühnt" habe, der aber von dem Gebäude wie von einem Lebewesen festgepackt und als Mantel (?) umgeschlagen wird, damit er verkünde, Sankt Peter habe nichts weiter, als das Ende der Welt zu scheuen: ist ebenfalls gezwungen und unklar. Ganz im Sinne der von Lessing im „Laokoon" ausgesprochenen Norm, der Dichter solle durch Handlung schildern, läfst Hebbel im Epigramm „Auf den Dom zu Sankt Stephan in Wien"[1]) das Bild dieses „altehrwürd'gen Symboles der wahren Einheit und

[1]) Sg. III. 345.

Eintracht“ vor unserm geistigen Auge erstehen. Ein geschäftiges Treiben entwickelt sich plastisch greifbar. Wir sehen den Dombaumeister, „des Genius irdischen Herold“, den Plan entfalten, den er fromm und begeistert in stiller Weihestunde ersonnen. Seiner überlegenen Geistesgröfse und seinem gebietenden Winke gehorcht das durch Dienstbarkeit sich adelnde Handwerk, wie „auch die stolze Kunst.“ Und so wird dieses „harmonische Leben“ und dieser „fröhliche Austausch der Kräfte“ stetig erneut und fortgepflanzt, „und von Geschlecht zu Geschlecht schlingt sich das heilige Band.“

Auch „Das römische Pantheon“ in seiner harmonischen Vollendung verfehlte nicht seinen Eindruck auf das für alles Grofse und Schöne empfängliche Gemüt des Dichters. In diesem Wunderbau habe „die erhabenste Kunst“, wenn auch „in gemessenen Schranken“, endlich ihr Ziel erreicht und ruhe „hier in sich selber sich aus“. Hebbel personifiziert nun die Kunst. Schaudernd blicke sie rückwärts auf den langen, schon zurückgelegten Pfad „und schwindelnd vorwärts“. Denn sie zweifle, ob ihr beim weiteren Auffluge gleich grofse Erfolge beschieden sein werden.

Einige Epigramme sind berühmten Skulpturen und Gemälden gewidmet. So denkt Hebbel „Vor dem Laokoon“ [1]) an Michel Angelo und Raphael. Der grofse Bildhauer habe im Laokoon ein Vorbild und „Gegengewicht“ begrüfst, kraft dessen er mit dem der Schönheit des Apollo nacheifernden Raphael den Wettbewerb wagen durfte.[2]) Die Laokoongruppe zeige allerdings deutlich, „was die Wahrheit vermag“. Deutlicher jedoch zeige sie, „dafs sie nicht alles vermag.“

In diesem Schlufsgedanken scheint mir Hebbels ureigenstes künstlerisches Selbstbekenntnis enthalten zu sein: er ist fest überzeugt davon, dafs in einem Künstlergeiste mit dem unermüdlichen Ringen nach Wahrheit das Streben nach Schönheit sich paaren müsse, um ein harmonisches Ganzes schaffen zu können. Für Hebbel bedeutet diese Erkenntnis, wie bereits angedeutet wurde, einen Kampf, woraus ihn seine aus Gegensätzen

[1]) Sg. III. 364.

[2]) Den Gegensatz zwischen Raphael und Michel Angelo stellte Hebbel auch in seinem „Michel Angelo“ dar.

bestehende innere Veranlagung selten als Sieger hervorgehen liefs.

Der im Epigramm „Die Herme“ [1]) erwähnte Werdeprozefs dürfte selbst den scharfsinnigsten Köpfen als ein unlösbares Rätsel erscheinen. Wie kann das Chaos, ein wüstes Gemisch von Gegensätzen oder Stoffen der verschiedensten Art, die, wie der Dichter selbst sagt, in „unendlichem Kampf“ mit einander begriffen waren, „von sich selbst sich befrein“?

„Vor Raphaels Galatea“ [2]) wird sich Hebbel bewufst, dafs ein hervorragendes bildnerisches Genie nur von einem gleichbedeutenden Dichtergenius vollauf gewürdigt werden könne, und umgekehrt. Die Künstlerheroen Shakespeare und Raphael sind hier gemeint. Das Epigramm schliefst mit einem Wunsche, bei dessen Erfüllung diejenigen Geister arg benachteiligt werden würden, die von Natur aus eben keine Genies, sondern höchstens Talente sind.

Von einem so köstlichen Bilde, wie von der „Alexanderschlacht“ [3]) könnten die Maler, so ruft er diesen in dem den Namen des erwähnten Bildes tragenden Epigramm zu, das Geheimnis lernen, „wie sich die Fülle des Stoffes paart mit der Gröfse der Form.“ Hebbel meint hier wiederum den auch seinem Schaffen eigentümlichen grofszügigen Stil, worin das Genie in wenigen, aber vielsagenden Linien das spielend zum Ausdruck bringt, was das mühevoll arbeitende kleine Talent selbst nicht in umständlicher Breite und durch unendlich viele kleine Einzelheiten treffend und erschöpfend wiederzugeben vermag.

Die bis ins einzelnste gehende realistische Gebeweise der niederländischen Maler regte Hebbel an, im Epigramm „Niederländische Schule“ [4]) in einer nach meinem Empfinden übertriebenen und zu derb-realistischen Weise darüber sich zu äufsern. So spottet er: Der Meister spuckt aus, und begeistert

---

[1]) Sg. III. 364, 2.

[2]) S. 366, 1; vgl. das Epigramm „Einmal wieder vor Raphaels Madonna“ (IV. 138.) und Werner, Nachlese, Bd. II. 86. Brief an Christine Hebbel, Weimar 22. VI. 58. Schon am 13. X. 38 (Tgb. I. 105) sagt er: „Bilder der gröfsten Maler, Raphaels, Correggios, kommen mir nie aus dem Gedächtnis, eben weil sie dargestellt sind; andere kommen gar nicht hinein“.

[3]) Sg. III. 366.

[4]) S. 396.

kopiert sein Schüler den Auswurf. Wenn nun vollends der Beschauer dieses „Stilllebens", weil er den „artistischen Schmutz" für wirklichen hält, von dem natürlichen Gefühl des Ekels gepackt wird und „mit einem Pfui zum Schnupftuch" greift, dann fühle sich solch ein Künstler für sein Streben, der Natur möglichst nahe gekommen zu sein, reich belohnt und verlange in stolzer Überhebung, „dafs man, wie Zeuxis, ihn ehrt." In diesem Epigramm ist das Unschöne und Abstofsende denn doch auf die Spitze getrieben. Wer jedoch mit gewissen neueren Dichtern und Litterarhistorikern der Ästhetik des Häfslichen zuneigt, wird vielleicht an dem widerwärtigen Bilde keinen Anstofs nehmen.

„Vor einem Rembrandt"[1]) fühlt sich der Dichter von den wilden, riesigen Zügen, „hervor aus der Finsternis brechend", mächtig ergriffen. Beim Beschauen eines solchen Gemäldes wird eine verwandte Saite in seinem Innern zum Schwingen und Klingen gebracht: seine Neigung zum Düstern, Geheimnisvollen, Rätselhaften. Das Bild macht auf ihn den Eindruck, „als bekäme die Nacht plötzlich hier selbst ein Gesicht." — Mit dem höchste Lebens- und Seelenwahrheit erstrebenden Naturalismus Rembrandts scheint mir Hebbels ausgesprochen nordisch-herbe, knorrige Eigenart vieles gemein zu haben. Was Chamberlain von dem grofsen niederländischen Maler sagt,[2]) gilt auch von Hebbel: er blieb sich selbst treu. Der Schöpfer der gewaltigen Nibelungentrilogie ist aufser dem besonders im „Faust" deutschem Volkscharakter sich zuwendenden Goethe der erste deutsche Dichter, der sich von dem bisher auf seinen grofsen Vorgängern lastenden Banne der Antike völlig frei machte. In ihm nächst Goethe hat die Eigenart und kraftvolle Frische des germanischen Stammes den bis jetzt gewaltigsten Dichter und Verherrlicher gefunden.[3]).

---

[1]) Sg. III. 396.

[2]) Houston Stewart Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts, München 1899, Bd. II. 993. 94.

[3]) Vgl. Friedr. Hebbel. Drei Studien von Johannes Krumm. Flensburg 1899. S. 36: „Hebbel war wahrhaftig von Natur kein Grieche, aber vielleicht desto mehr ein Germane, denen es immer schwer geworden ist, Kraft und Schönheit mit einander zu vereinigen".

Was auf Hebbels Künstlergeist jedoch am nachhaltigsten und gewaltigsten wirkte und immer gewirkt hat, „das ist die göttliche Natur".[1]) Um diese Behauptung mit klassischen Beispielen zu belegen, brauche ich nur an Gedichte wie „Opfer des Frühlings"[2]) und „Liebeszauber"[3]) zu erinnern, in denen sich Natureindrücke in der herrlichsten künstlerischen Vollendung widerspiegeln. Man gedenke auch jener grofsartigen Schilderungen von Gewittern[4]) und anderen Naturerscheinungen[5]) in den Tagebüchern, an die poesiedurchtränkten Reiseberichte aus Italien. Vor allem erfüllte der tief gesättigte, wunderbar leuchtende Azur des italienischen Himmels,[6]) im Vergleich zu dem das Blau des nordischen ans Grau zu grenzen scheint, Hebbels Seele mit Entzücken. So auch die verschwenderische Blütenfülle, womit des Südlandes Lenz die Fluren, wie weiland Kaiser Heliogabalus seine Gäste,[7]) mit Veilchen zu überschütten und umschmiegen pflegt. An einem schönen Tage kann daher sein Blick nicht auf dem immer mehr zur Ruine zerfallenden Rom haften bleiben. Der ewig zeugenden, üppig sprossenden Mutter Natur ist er zugewandt, die in diesem Wunderlande mit dem edelsten und herrlichsten Pflanzenschmuck, mit Myrte und Lorbeer, sich selbst krönt. Auch im köstlichen Schatten ihrer immergrünen Zweige wallt und schäumt der Quell frischen Menschenlebens, das „zu Liebe und Krieg" sich hier angesiedelt hat. Aber erst die alles umfassende, überwölbende Himmelskuppel verbürgt dem ihr Blau widerstrahlenden Dichterauge „die ewige Stadt"[8]).

Im kühlen, dämmrigen Park der „Villa Medicis"[9]) umschwärmt ein „holdes Bienchen" den Dichter, der unter blühenden Lorbeerbüschen erquickende Rast hält. Emsig um-

---

[1]) Tgb. II. 128.
[2]) Sg. III. 142—146.
[3]) S. 31.
[4]) Vgl. z. B. Tgb. I. 22, 29, 108 u. s. w.
[5]) S. 28. Abendbeleuchtung; S. 29. Sonnenuntergang u. s. w.
[6]) Tgb. II. 128.
[7]) Vgl. Sg. III. 358. „Italiens erster Grufs".
[8]) Ebd. „Rom".
[9]) Sg. III. 362.

surrt es ihm Wange und Mund, und er ruft ihm scherzend zu: Honig könne er ihm nicht darbieten. Den vermöge höchstens ein schelmisches Mädchen von seinem Munde zu nippen. Wolle aber das Tierchen ihn etwa dafür strafen, dafs er nur ein gewöhnliches Menschenkind und nicht eine lockende Rose des Thales sei; oder stehe er von altersher in des Bienchens Schuld, weil er ihm vielleicht damals als Blume den Trunk geweigert: dann möge es ihn vorher doch genauer betrachten, ob es an ihm nicht Wunden entdecken könne, die ihm stärkere Feinde mit schärferem Stachel früher geschlagen hätten. Ruhig möge es sich auf diesen vernarbten Wunden nieder lassen. Er wolle kaum zucken; doch das arme Bienchen dauere ihn: es werde zugleich mit dem Stiche sein Leben lassen müssen.

Neben dieser schlichten und doch poetisch-innigen Zwiesprache, die der Dichter mit der unvernünftigen Kreatur hält, dürfte wohl auch besonders der hier so reizvoll dem Ganzen eingefügte, an den Glauben von der Seelenwanderung anklingende Zug Beachtung erwecken. Es ist möglich, dafs des Dichters Anschauung von dem Leben nach dem Tode sich mit jener uralten Lehre berührte.

Im Epigramm „Ein Scirocco-Tag in Rom“[1]) versteht er es meisterhaft, die dumpf und bleiern schwer auf allen Lebewesen lastende Glutstimmung eines solchen Tages der Plage auszumalen. Die Welt scheine sich in Flammen zu verzehren. Der Meeresflut, die sonst mit feuchtem, kühlendem Hauche den Sonnenbrand zu lindern pflegt, entwalle schwüler Brodem. Dieser Gluthauch verleihe zwar der Orange ihre überquellende Reife, koche das edle Traubenblut und erfülle es mit Feuergeist; doch dem Menschen, welcher der Gewalt elementarer Naturkräfte gegenüber ohnmächtig und hilflos ist, drohe er den Lebensodem und die Hoffnung zu rauben, jene herrlichen Früchte noch kosten und an dem würzigen Weine sich laben zu dürfen. Schon das Atmen allein empfinde man als Arbeit, und kaum rege sich in der beengten Brust der leise Wunsch, aus dem dumpfen Schlummer zu erwachen, der wie ein Vorbote des Todes alles Leben in starre Bande schlägt.

[1]) Sg. III. 365.

Welch' innige Beziehung der Natur zum Menschenleben, und somit welch' eigenartigen Hauch zartester Poesie empfindet man bei Lesung des köstlichen Epigramms „Villa reale a Napoli"![1]) Die Abendluft spielt in den dunklen Bäumen am nahen Seegestade. Dort scharen sich liebreizende Frauengestalten zu einem glänzenden Flor zusammen, um dem „Strom melodischer Klänge" zu lauschen, die „zwischen Wonne und Weh jedes empfängliche Herz" wiegen. Den erhabensten Ton aber mischt in dieses liebliche Konzert das halb verhaltene, dumpfe Donnern der Meereswogen, die, vom Winde geschwellt, am Gestade brandend zerstieben. Es ist, als ob die „gewaltigen Akkorde der rollenden Sphären" fürs menschliche Ohr zur sanften Musik sich gedämpft hätten.

An diesem Gedicht ist einmal die vollendete Plastik des Ausdrucks zu bewundern. Ein jedes Wort ist wohl erwogen und kaum durch ein besseres zu ersetzen; jedes zeichnet, es bringt gleichsam seine eigene Atmosphäre mit sich. An diesem Gedichte bewahrheitet sich jener tiefe Ausspruch Hebbels:[2]) „Die höchste Wirkung der Kunst tritt nur dann ein, wenn sie nicht fertig wird; ein Geheimnis mufs immer übrig bleiben, und läge das Geheimnis auch nur in der dunklen Kraft des entziffernden Wortes. Im Lyrischen ist das offenbar."

Um jenes künstlerisch feine „Zeichnen" dieses Epigramms ins rechte Licht zu stellen, vergleiche man mit ihm z. B. ein Epigramm von Platen, das ebenfalls den Zweck hat, dem Leser eine eigenartige Örtlichkeit zu vergegenwärtigen, wie das Gedicht „Die Insel Tino bei Palmaria":

„Myrtengebüsch, Steineichen, in Trümmer zerfallenes Kloster,
Leuchtturm, felsige Bucht, liebliche Welle des Meers".

Wohl bei den meisten, auch bei den weniger auf tiefe poetische Züge achtenden Lesern, wird solch ein „Gedicht" einen ähnlichen Eindruck hervorrufen, wie ihn etwa ein Theaterprospekt macht. Schon durch dieses eine Beispiel finden wir die von Hebbel in seinem Epigramm „Platen"[3]) ausgesprochene

---

[1]) Sg. III. 368.
[2]) Tgb. I. 93. (3. IV. 38.)
[3]) Sg. III. 409.

Behauptung bestätigt, dafs jenem grofsen Verskünstler nur eines fehle, nämlich „die sanfte Wallung des Lebens", welche die äufsere Form mit der inneren verschmilzt und so die Schöpfungen der Kunst wie Gebilde der Natur wirken läfst. Allerdings ist es auch Hebbels dichterischem Streben nicht oft vergönnt gewesen, diese Wirkung zu erreichen.

Mit der vollendeten Plastik der Naturschilderung aber vereint sich in dem genannten Hebbelschen Epigramm auch eine wunderbar weiche und klangvolle Melodik der Sprache und des Rhythmus. Hebbel hat hier wie bei seinem wundervollen, durch den italienischen Lenz angeregten Gedicht „Opfer des Frühlings" nicht nur versucht, „auf dem Instrument unserer Sprache zu spielen, sondern dies Instrument selbst reiner zu stimmen".[1]) Er hat, das fühlt man deutlich, auch dies Gedicht „bis ins Einzelne und Kleinste durchkomponiert" und „nicht blofs Wort gegen Wort und Silbe gegen Silbe, sondern Vokal gegen Vokal abgewogen und die Verse wie im Contretanz gegen einander geordnet." So beobachte man in dieser Beziehung die fein abgetönten, assonierenden hellen Vokale, welche die milde, wehmütig-süfse Abendstimmung vortrefflich malen; ferner in den folgenden Versen die beabsichtigte Wahl des halbdunklen Vokales o, der jenes halb verhaltene Donnern der Meeresbrandung gleichsam wie das gedämpfte Sausen einer Seemuschel wiederklingen läfst. —

Aufser solchen Bildern, die den Reiz der italienischen Natur vor Augen stellen, überraschen auch andere, allgemeiner gehaltene, durch eigenartige Gedanken und feine poetische Züge.

So giebt das Epigramm „Totenopfer"[2]) trefflich den wehmütigen Stimmungszauber eines im Sommerfrieden träumenden Totenackers wieder. — Eine höchst eigenartige Lebenssituation, in innigem Bezuge zur Natur, entrollt das „Wüstenbild".[3]) Hoch in der regungslosen Luft, über der endlos weiten Sandwüste zieht ein Geier seine geisterhaften Kreise und späht

[1]) Br. I. 366. (Rom 30. III. 45.)
[2]) Sg. III. 347.
[3]) Sg. III. 348; vgl. Werner, Hebbels sämtliche Werke Bd. I. S. 412: „ad. Bethulien" u. s. w. Im Gegensatz hierzu vergleiche man Freiligraths Wüstenpoesie.

nach Beute aus. Unter ihm, drunten im heifsen Sandmeer wankt ein halb verschmachteter Wanderer daher. Beide leiden physisch unsagbar: jener Raubvogel vor Heifshunger, jener Mensch vor Durst. Plötzlich werden beide Lebewesen einander gewahr und brennen vor Begierde, „zusammen zu treffen". Denn das Fleisch des Wanderers könnte mit einem Male den Hunger des Geiers, das Blut dieses den Durst des ersteren stillen. — Ein echt Hebbelsches Bild, voll grausig packender Tragik, daraus uns ein schriller Mifston aus des Dichters eigenen Lebensschicksalen widerzuklingen scheint.

Ein wie warmherziger Tierfreund Hebbel war, beweisen Epigramme wie „Schwalbe und Fliege",[1]) „Als ich einen toten Vogel fand"[2]) und „Die Nachtigall".[3]) Der dem letzteren zu Grunde liegende Gedanke erscheint jedoch recht gesucht und gekünstelt: Die kleine Sängerin habe entzückend geschlagen und jedes empfängliche Herz gerührt. Aber zu schnell mit zu ängstlichem Schnabel habe sie ihr Blatt vom Lorbeer herunter gerissen. Wenn sie es nun auch im Winde festhalte, so sei sie doch dafür verstummt.

Gelegentlich der Abfertigung einer Skribentenseele, welche des Dichters „Angelo" zuerst überschwänglich gelobt und dann mit Füfsen getreten habe, bekennt Hebbel[4]) gegenüber dem ihm gemachten Vorwurfe, dafs er die freie Natur suche, „wie Kinder die Brust": er sei von jeher ein Freund der freien Natur und nicht des Stubenhockens gewesen. Wie der alte Homer streife er auf den Fluren herum.[5]) Des Lenzes erstes Veilchen und des Herbstes letzte Aster hole er sich heim.

[1]) Sg. III. 349; vgl. z. B. Tgb. II. 455, 500, 510, 511 u. s. w. Vgl. Blätter für litt. Unterhaltung. Jahrg. 1868. Bd. I. S. 318: „Hebbel und sein Eichkätzchen", Auszug aus einem Aufsatz „Friedrich Hebbel" von Ludwig Foglar. Österreichische Gartenlaube 1868. Vgl. ferner: Erinnerungen an Hebbel von Ed. Kulke, Wien 1878. S. 26—30. Der Verfasser weist auch auf jene Stelle in „Krimhilds Rache" (Akt I, Scene 3 und 4) hin, „wo Krimhild ihre Eichkätzchen und Vögel füttert, da Ute in deren Zimmer tritt, um sie auf die Werbung Etzels vorzubereiten."

[2]) Sg. III. 461. 2.

[3]) Sg. III. 459. 2.

[4]) Sg. III. 433. „Auch einmal dem Wicht eine Antwort."

[5]) Werner, Nachlese Bd. I. 263. (17. XII. 48. An L. Gurlitt) „Du weifst, ich mache mein Bestes auf der Strafse."

Selbst wenn Stürme und Regenschauer ihn umtosen, pflege er seine altgewohnten, gedankenvollen Gänge in Gottes freier Natur nicht einzustellen. Überdies hätten nie Mauern und Wände oder der Druckergesell den Dichtern als Musen gedient, und nicht sei es des Dichters Art, in dumpfiger Werkstatt wie etwa der Weber im Schweifs seines Angesichtes zu schaffen, sondern die göttliche Natur sei es, die in tausend Stimmen zu ihm spreche. Selbst Wind und Welle brächten ihm geheimnisvolle Kunde, und als Schreibtäfelchen reiche ein Blütenblatt aus, das ihm ein Lilienkelch darbiete. In wie sinniger und wundervoller Weise kommt in diesem Epigramm das Bekenntnis des Dichters zum Ausdruck, dafs er der Natur den gröfsten Dank zolle, in deren Wunderwalten sein Geist sich freudig und liebevoll versenkt.

Dem still im Verborgenen blühenden und doch so köstlich duftenden Veilchen ist Hebbel besonders hold. So wissen wir,[1]) dafs er die meisten Hexameter seines idyllischen Epos „Mutter und Kind“ während des Veilchenpflückens gedichtet hat. Seine besondere Vorliebe für die zarte Frühlingsblume spricht auch das Epigramm „Die Veilchen“[2]) deutlich aus. Die Veilchen wolle er, so heifst es im Epigramm „Schön und lieblich“[3]) „zum Straufse gereiht“, doch die Rose allein. Denn drei Grazien gebe es; aber nur eine Venus. Ungemein zart und duftig ist das Bild, das Hebbel im Epigramm „Im Frühling“[4]) festhielt. Von ferne nähert er sich einem über und über blühenden Baume, vor dessen Blütenwolke Zweige und Laub verschwinden. Dem Blick des Dichters erscheint sein Wipfel wie „ein magischer Kreis, leicht in den Äther gehaucht.“ Ebenfalls auf einem seiner stillen Spaziergänge kommt er an einem mit eisernen Gittern und Thoren umhegten Garten vorüber, in dem herrliche Rosen blühen.[5]) Dem Wanderer, der frei

[1]) Tgb. II. 428. (15. IV. 56); vgl. E. Kulke a. a. O. S. 25 f. Kulke weist auch auf eine Stelle in „Siegfrieds Tod“ (Akt II, Scene 6) hin, „wo die Walküre Brunhild zum ersten Male ein Veilchen erblickt, das Einzige, was sie in dieser ihr fremden Welt zu entzücken vermag.“

[2]) Sg. III. 454.

[3]) Sg. III. 383. 1.

[4]) S. 456. 2.

[5]) S. 446. 1.

seine Strafse zieht, scheinen da die schönen Blumenkinder in ein Gefängnis eingeschlossen zu sein, und er bedauert sie deshalb in naiver Weise.

Auch im stillen Gemache hegt und pflegt der sinnige Naturfreund die zarten Kinder Floras und knüpft seine eigenartigen Gedanken an ihr Wesen und ihr Weben. Trete man z. B. in ein Zimmer, worin die bescheidene Reseda blüht, so ströme einem süfser Wohlgeruch entgegen. Sobald man aber ein Paar Minuten darin verweile, spüre man ihn nicht mehr. Warum gehe es uns doch ebenso mit der Welt, so fragt der Dichter. Die beiden ersten Verse dieses „Im Grofsen wie im Kleinen“ [1]) betitelten Epigramms sind in Bezug auf den poetischen Ausdruck zu loben. Die beiden letzten aber weisen störende prosaische Wendungen auf, wie: „ein paar Minuten“ und „Warum geht's uns doch so mit der Welt?“ Und doch wird durch die in diesen beiden Versen enthaltene Beziehung zum Weltlauf die Grundidee des Epigramms vertieft. Ein ähnlicher Gedanke fand bereits in einem der Goethe-Schillerschen Xenien schlichten, aber einwandfreien Ausdruck. Das „M. R.“ überschriebene Epigramm lautet:

„Sagt, was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles und zierliches Kraut.“

Fast immer, wo Hebbel Kunst- und Natureindrücke dichterisch gestaltete, wufste er eine innere Beziehung zum Menschenleben herzustellen. Auch für die ewig wechselnden Bilder und vielgestaltigen Erscheinungen des Menschenlebens selbst hatte er stets ein offenes und scharfes Auge und gab manchem eigenartigen, aus dem Strome des Lebens geschöpften Vorgang trefflichen epigrammatischen Ausdruck.

So führt er uns in einem längeren Epigramm in dramatisch bewegter Weise das Trauergepränge „Bei der Bestattung des Herzogs von Augustenburg“ [2]) in Kopenhagen und die daran teilnehmende, bunt durcheinander wogende Volksmasse vor Augen. Dumpf und schwer hallen die Totenglocken von den Türmen. Doch die leichtlebige Volksmenge, die sich

---

[1]) Sg. III. 454.
[2]) Sg. III. 352.

überall bereitwillig einfindet, wo es etwas zu schauen giebt, feiert die Feste, wie sie fallen. In diesem Sinne gilt ihr eine Totenfeier oder eine Hochzeit gleich viel. „Männer und Weiber", selbst der „Greis mit silberhaarigem Scheitel", der doch dem Rande des Grabes nicht mehr allzu fern steht, wie „das quellende Kind dort auf dem Arme der Magd": alle sind nur von dem einen Gedanken beseelt, ihre Schaulust zu befriedigen; die stolzen Karossen, die umflorten Pferde „und die Lakaien im Staat" zu bewundern. Nur der Dichter, dessen Blick tiefer sieht, und dessen Sinn tiefer empfindet als der am Oberflächlichen, am äufseren Schein haftende Blick des Alltagsmenschen, sieht im Geiste durch den Sargdeckel und schaut das wächserne Antlitz des Leichnams „mit seinem geschlossenen Auge". Allein auch er, der mit allen Fasern seines Herzens am Leben hängende Mensch, hat das „lehmerne" Totengesicht bald wieder vergessen, als ein lächelndes Mädchen, selbst ein Bild knospenden, frühlingsfrischen Lebens, seinen Weg kreuzt, ihm vertraulich wie eine alte Bekannte winkt, ihn so seinen düsteren Gedanken entreifst und dem Leben zurückgiebt.

Wie stark der Drang dem Menschen eingeboren ist, sich auf Erden auszuleben und so lange als möglich ans Leben sich festzuklammern, verkündet auch das Epigramm „Der Greis".[1])

Wie eine erschütternde Klage über die Unvollkommenheit und unerbittliche Härte des Schicksals mutet das eigenartige, für Hebbels problematisches Denken bezeichnende Epigramm „Der Phönix"[2]) an.

In heiterer Weise kennzeichnet Hebbel im Epigramm „Neapolitanisches Bild"[3]) die Gutmütigkeit und Naivität des Neapolitaners. Des Dichters Nachbar, ein Schmied, hämmert fleifsig in seiner Werkstatt. Da tritt bedächtig ein Almosen heischender Mönch hinein, und der gutmütige Handwerker giebt ihm willig den durch die frühe Arbeit noch kaum verdienten Groschen. Dafür dankt ihm der Mönch zwiefach. Zuerst reicht er ihm die Madonna zum Kusse hin und darauf seine Dose

[1]) Sg. III. 353.
[2]) Sg. III. 356.
[3]) S. 369.

zum Schnupfen. Der wackere Schmied küfst denn auch in aller Ehrfurcht das Bild und nimmt dann „ruhig die Prise darauf.“ Solcher humorvoller Stücke, die unwillkürlich dem Leser ein leises Lächeln abfordern, weist die Hebbelsche Epigrammenlese nicht viele auf, wenn auch im allgemeinen die Worte zutreffend sind, die er am 11. April 1846 an die Schwester seines Studienfreundes Emil Rousseau mit Bezug auf die Epigramme richtete:[1]) „Ihnen werden sie schon aus dem Grunde gröfsere Befriedigung wie manches Frühere von mir gewähren, weil sie hellere Stimmungen ausdrücken. Ich glaube, Jonas, der Prophet, hat sich zuletzt an den Wallfischbauch gewöhnt und es sich bequem darin gemacht; wie sollte man sich nicht auch nach und nach an die Welt gewöhnen!“

Vollendet nach Form und Inhalt ist auch das Lebensbild, das der Dichter im Epigramm „Die sizilianische Seiltänzerin“[2]) gezeichnet hat. Ein reizendes Mädchen, dessen lichtes Auge noch die Reinheit der fleckenlosen Kinderseele spiegelt, schlägt vor der Schaubude mit jugendlichem Ungestüm die Messingbecken, um recht viele Schaulustige zur Vorstellung einzuladen. Dabei zerquetscht es leider eines von den feinen Korallenperlchen der Schnur, die es um das zarte Hälschen sich gehängt, und die licht schimmernd von dem roten Gewande abstechen, das die knospenden Glieder umschmiegt. Traurig läfst die holde Kleine ihr Lockenköpfchen sinken und fleht stumm, aber mit beredtem Blicke ihre ältere Schwester um Mitleid an. Doch diese hat nur ein verächtliches Lächeln für ihren kindlichen „Schmerz um den zerschmetterten Tand“; denn sie hat schon Bess'res verloren, nämlich ihre Unschuld, die ihr Schwesterchen noch besitzt. Um ihre innere Erregung zu verbergen, wirft sie ihr Tambourin hoch in die Luft, „dafs es, gefangen, zerspringt.“

Gegenüber all' diesen Sinngedichten, die durch Eindrücke bedeutsamer Schöpfungen bildender Kunst, durch Natur- und Lebensmomente hervorgerufen wurden, hebt sich in Hebbels Epigrammenlese eine besondere Gruppe ab, worin der Dichter „das Spezielle“ seiner „Lebens- und Weltanschauung mit mög-

---

[1]) Werner, Nachlese, Bd. I. 186.
[2]) Sg. III. 370.

lichster Ausschliefsung blasenhafter Einfälle des Moments niederzulegen“ versucht hat.[1])

Eine Fülle reifster Lebenserfahrung und kerniger Lebensweisheit atmen die meisten dieser gnomischen Gedichte. Auch unter ihnen finden sich neben Epigrammen, die lediglich durch ihre eigenartigen und geistvollen Antithesen überraschen, einige Juwelen von klarster poetischer Reinheit und feinstem Schliff.[2]) Die meisten dieser Gnomen sind von einem herzgewinnenden Zuge milder Versöhnlichkeit, einige von einem Hauche stiller Entsagung durchweht. Manche scheinen etwas von der sonnigen Klarheit und Reife, von der selbstbewufsten, weisen Überlegenheit der Goetheschen Spruchdichtung an sich zu haben. Und doch, wenn man näher zusieht, mufs man gestehen, dafs Hebbel mit diesen Dichtungen einen ganz eigenherrlichen Standpunkt in der deutschen Epigrammenlitteratur einnimmt.[3])

Ein mit dem Lorbeerkranz gekröntes Menschenhaupt[4]) ist für den Dichter „ein gewaltiges Bild menschlicher Gröfse und Kraft!“ Silberfäden ziehen sich bald durch den lockigen Scheitel; doch der Lorbeer ist unverwelklich, er ist das Sinnbild des Nachruhmes, des unsterblichen Namens.

Von dem Lorbeer, den die Mitwelt um seine eigne Dichterstirne geflochten hat,[5]) sagt Hebbel bescheiden, es sei ihm nicht verhafst, wenn alle Winde ihn zausen. Denn nur das Blatt gebühre ihm mit Recht, welches sie dem Lorbeer lassen. Doch neben diesem, der nur den Geistesheros zieren solle,[6]) trage der Mensch zu Zeiten auch andere Diademe. Sie sind symbolisch zu verstehen. Mit Blumenkränzen umwindet die Jugend ihre Schläfen in der Wonnezeit des Lebenslenzes.

---

[1]) Vgl. Werner, Nachlese, Bd. I. 210 (Wien 28. I. 47. An G. Kühne).

[2]) Vgl. Richard M. Meyer, Die deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts. Berlin, 1900. S. 285.

[3]) Vgl. Adolf Mager, Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. 29. Jahresbericht der 1. Staatsrealschule im II. Bezirk. Wien 1900. S. 18.

[4]) Sg. III. 372, 1.

[5]) S. 434, 1.

[6]) S. 386, 3.

Doch der leiseste Westwind, der herbe Hauch des Schicksals, entführt sie leicht. Vergänglich sind sie wie Blütenblust. Dornenkronen jedoch, schwer lastende Sorgen und Leiden, haften fest an der tief gebeugten Dulderstirne; selbst der gewaltigste Sturm vermag sie nicht zu lösen.[1]) Man solle jedoch nicht über den Weltlauf schelten und das Glück blind nennen.[2]) Gar mancher sei selbst blind, einzusehen, was zu seinem Heile, seinem Glücke frommt. Allerdings genüge wohl selbst für den Glücklichsten schon eine Minute, das Gute und Erfreuliche aufzuzählen, was ein Jahrhundert ihm brachte.[3]) „Des Lebens Höchstes"[4]) werde jedem zu teil, „wie schnell er auch stirbt": Mutterliebe. Und was der Mensch auch sonst noch gewonnen haben mag, das mufs er zwar teuer bezahlen[5]); wäre es auch nur mit der bangen Besorgnis: „Wie gewonnen, so zerronnen." Doch er dürfe den Mut nicht sinken lassen. Mag es hageln, und mögen die Perlen, die er ausgesät hat, unter Eis und Schnee für verloren gelten: Er hoffe auf die Sonne! Sie kommt gewifs![6]) Und selbst eine Krankheit, die ihm zur Prüfung auferlegt wird, werde von ihm als der einzige Weg „Zur reinen Freude am Dasein" gepriesen,[7]) „welche nicht wünscht, noch bedarf." Man könne zwar den Erlöser, den Tod, der sich sonst nicht bannen lasse, selbst herbeirufen.[8]) Doch sei es des Menschen unwürdig, an Selbstvernichtung zu denken.[9]) Er behaupte sich kraftvoll auf der Welt, trotzdem ihn andere nicht dulden möchten. Ein jeder Abend möge ihn ergreifen,

„als wär' er der letzte von allen,
Der nach unendlichem Kampf ewige Ruhe verheifst."[10])

---

1) Sg. III. 381, 3.
2) S. 377, 2.
3) S. 386, 2.
4) S. 377, 1.
5) S. 383, 2.
6) S. 402, 2.
7) S. 460, 1.
8) S. 372, 3.
9) S. 428, 2.
10) S. 374, 3.

Schon der Schlaf habe etwas Linderndes, Versöhnendes für den Dulder.[1]) Er sei der Vorgeschmack des Todesschlummers, „der genossene Tod." So schön sei das Leben gerundet, dafs alles zum Genufs werde. Es komme ja auch jene letzte Stunde von selbst, in der sich der ersehnte Frieden einstellt; in der man

„Wie von den einzelnen Mühen und Lasten des Lebens im Schlummer"

sich endlich im Tode ausruht.[2])

Solange der Mensch jedoch auf Erden weilt, möge er besonders an sich selbst mehr Gebrechen als an andern zu entdecken suchen. Dann werde ihm die rechte Selbsterkenntnis[3]) und „des Lebens ernstes Führen" aufgehen. Er werde dann seine Tugenden für allgemeine des Menschen, seine Fehler jedoch für sein besonderes Teil halten.[4]) Manches Gebet gebe es zwar, das zur rechten Läuterung führe. Doch das Vaterunser, „wie Jesus die Jünger es lehrte", setze sie voraus.[5]) Denn wer es ohne Heuchelei, mit rechter Inbrunst beten wolle, müsse sich erst völlig als Mensch vollenden.

Drum strebe jedweder darnach, sich ganz „zum Träger des Guten, des Wahren und Schönen" zu machen.[6]) Dann werden seine Feinde zurückscheuen, ihn zu bekämpfen, aus Angst, die Gottheit zu verletzen. Der Mensch scheue die Lüge.[7]) Denn sie kostet sein ganzes Ich, die Wahrheit „höchstens sein Glück." Er halte sich an das ihm eingeborene Schamgefühl.[8]) Denn dieses bezeichnet ihm „die innere Grenze der Sünde": — wo er errötet, beginnt eben sein edleres Selbst. Er erblicke im Menschen den Menschen und verkehre mit dem Niedern gern, „als wär' alles auf Erden sich gleich"; aber nur dann, wenn dieser Niedrige mit dem unter ihm Stehenden

---

[1]) Sg. III. 376, 3.
[2]) S. 443, 3.
[3]) S. 384, 3.
[4]) S. 429, 3.
[5]) S. 445, 2.
[6]) S. 428, 1.
[7]) S. 432, 2.
[8]) S. 376, 1.

ähnlich verfährt.[1]) Im allgemeinen mache man allerdings die traurige Erfahrung, dafs, je geringer ein Mann ist, er einen desto gröfseren Stolz zur Schau trägt, wogegen der wahrhaft grofse Mann bescheiden ist.[2]) Dazu lasse man sich jedenfalls nie hinreifsen, einen Menschen, den man seiner Liebe nicht würdigen könne, zu hassen.[3])

„Sache sei er für dich, aber mit nichten Person!"

Vorsicht sei ja in allen Fällen geboten. Denn zwölf Monde bedürfe es zwar, die Welt zu umsegeln. Zwölf Jahre jedoch oft, bevor man einen Menschen völlig erkannt und durchschaut habe.[4]) Man verbinde sich niemals mit einem Menschen, für den man selbst nur ein Mittel seiner selbstsüchtigen Zwecke ist.[5]) Leichtlich könne man sich wohl von sogenannten Freunden so viele erwerben, wie viel das Jahr Tage zählt.[6]) Doch hier schliefse meistens der Plural den Singular aus. Unparteiisch sei ein Freund wohl selten gewesen;

„Aber ungerecht wird er nicht selten aus Furcht."[7])

Im übrigen müsse man sich jedoch auch davor hüten, ein Menschenfeind zu werden.[8]) Denn wolle man die Menschheit der Wichte wegen verachten, so frage es sich doch auch darum, ob man sich in seiner scheuen Absonderung nicht selbst zum Wichte stempelt. Egoist ist ein jeder Mensch. Doch der schlimmste ist der, welcher sich selbst keinen Egoismus zutraut.[9]) Man überhebe sich auch nicht mit seinem Wissen und Können; denn eine gar eng gezogene Grenze umschliefst den Menschen, über die er nicht hinaus kann. Nur selten ist es der Fall, dafs die Natur ihm Erkenntnis und Einsicht ins innerste Wesen der Dinge vergönnt.[10])

---

[1]) Sg. III. 382, 2.
[2]) S. 378, 1.
[3]) S. 387, 2.
[4]) S. 387, 3.
[5]) S. 377, 3.
[6]) S. 444, 2.
[7]) S. 439, 1.
[8]) S. 429, 1.
[9]) S. 429, 3.
[10]) S. 375, 1.

Der Stolze bedenke auch, dafs die Tafel, auf welche die unbestechliche Clio einst die Unsterblichen aufzeichnet, mit dem Nagel des Daumens vergleichbar sei.[1])

Im übrigen ergründe man die Welt und nicht die Bücher[2]); denn alles, was diese enthalten, ist ja immer aus der Welt geschöpft. Allein man sei kein Narr und unterfange sich nicht, in allem sich spiegeln zu wollen.[3]) Ebenso wünsche man das Auge sich nicht zu scharf; denn wenn es erst die Gräber durchdringt, dann wird es vor den Leichen die Blumen nicht mehr sehen.[4]) Der Mensch prüfe besonders mit Ernst und Eifer, „was er ist in dem Kreis, den die Natur ihm bestimmt“, und bemühe sich redlich, zu ermitteln, wieviel dieser Kreis im Gröfseren gilt.[5]) Er denke nicht daran, auf Brücken ewige Wohnungen sich bauen zu wollen.[6]) Es kommt das Ende. Darnach richte er sein Handeln und Wandeln.

Mit dem tief poetischen, wundervoll abgeklärten Epigramm „Die doppelten Thränen des Menschen“[7]) sei die Auslese und Charakteristik dieser Gnomen abgeschlossen, die Hebbels eigenste Lebensanschauungen wiedergeben: Wonne und Qual spiegeln sich in dem nämlichen Tau, den der Mensch im Himmel und auf Erden weinen mufs. Der Unterschied beruht nur darauf, dafs die Thräne der Wonne den Himmel verdunkelt, während die Thräne der Lust nie die Erde verhüllt.

Zur Gattung der Gnomen möchte ich auch jene Epigramme Hebbels rechnen, worin sein förmlich leidenschaftlicher

---

[1]) Sg. III. 381, 1. Vgl. E. Kulke a. a. O. S. 46 über den Eindruck, den 1857 folgende Stelle in der Vorrede zu Schopenhauers sämtlichen Schriften auf Hebbel machte: Ich bedenke, dafs die Zeit, da ich nichts mehr werde emendieren können, nicht mehr ferne sein kann, mit ihr aber erst die Periode meiner eigentlichen Wirksamkeit eintritt, von der ich mich getröste, dafs sie eine lange sein wird, im festen Vertrauen auf die Verheifsung des Seneca: etiamsi omnibus tecum viventibus silentium livor indixerit, venient, qui sine offensa, sine gratia judicent. „Nachdem er diese Stelle gelesen hatte, blickte er auf den Nagel des Daumenfingers.“

[2]) Sg. III. 382, 1.

[3]) S. 380, 3.

[4]) Ebenda No. 1.

[5]) S. 430, 1.

[6]) S. 379, 2.

[7]) S. 373, 1.

Hang hervortritt, dem Rätselhaften, Übersinnlichen der Natur auf den Grund zu kommen, Sein, Wesen, Ursache und Zweck derselben zu ergründen. Schon in den Tagebüchern drängten sich uns auf Schritt und Tritt die tiefsinnigsten und spitzfindigsten Gedanken über solche metaphysische Probleme auf. Manche haben ihn immer wieder angezogen, und er hat über sie, wie die jahrelangen Gedankengänge beweisen, Zeit seines Lebens nachgesonnen. Wie ernst er es mit diesen scharfsinnigen Denkprozessen nahm, und wie sehr er von der Schwierigkeit seiner Bemühungen überzeugt war, gesteht er schon in einer verhältnismäfsig sehr frühen Tagebuchstelle[1]): „Es gehört schon viel Zeit dazu, nur einzusehen, wo das Rätselhafte in manchen Dingen denn eigentlich sitzt."

Eine ganze Reihe dieser Denkergebnisse hat er also in epigrammatische Form gegossen. Er selbst hält sie im Grunde genommen nicht für poetisch, sondern bezeichnet sie als „Darstellungen problematischer Seelenzustände, die sich nicht lyrisch, sondern nur epigrammatisch aussprechen lassen." [2])

Versuchen wir es, uns in dies eigenartige, bisweilen höchst absonderliche Ideenreich, so weit es für unsern Zweck angebracht ist, zu vertiefen!

Wenn der Denker über das Woher und Wie des Weltganzen nachgrüble, so möchte er glauben, dasselbe sei von Ewigkeit her und bestehe „allein durch sich selbst". Wenn aber sein Blick in all die abertausend Einzelheiten tiefer eindringe, so komme es ihm vor „wie der Witz eines gewaltigen Ichs." [3]) Es sei ferner unmöglich, sich das Nichts sinnlich zu vergegenwärtigen. Man habe das Gefühl, es liege neben dem Etwas. Und doch könne man es eben sich nicht ausdenken. Hier liege „der Wirbel des Seins." [4]) Ja auch für den gröfsten

[1]) Tgb. I. 74 (12. VIII. 37).

[2]) Das bestätigt also meine Behauptung (vgl. S. 70), dafs die meisten Epigramme Hebbels lediglich in Verse gebrachte Prosa darstellen. Die Poetik ordnet das Epigramm dem Begriff der lyrischen Gattung unter. Im Herderschen Sinne kann man dem wohl zustimmen; vgl. Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm, Sammlung I und II. Gotha 1785/86.

[3]) Sg. III. 385, 1.

[4]) S. 374, 1.

Philosophen gebe es einen Horizont, über den er nicht hinausblicken kann. Und wenn ihm die tiefste Einsicht ins Wesen der Dinge auch eigen und er fest überzeugt wäre, Salomons Schlüssel fassen und Himmel und Erde aufschliefsen zu können: „da löst er in Figuren sich auf“, und der Gelehrte sehe „mit Entsetzen das Alphabet sich erneuern“; ja es habe sich während der Zeit sogar erhöht.[1])

Welch' tiefe Grundwahrheit liegt in dieser Erfahrungsthatsache, die man auf allen Gebieten der Wissenschaft bestätigt finden kann. Mag man sich in einem beliebigen Wissenszweige einen noch so kleinen Punkt zur Erforschung ausersehen: er erweitert sich bald zum Kreise und scheint für den menschlich beschränkten Blick ins Ungeheure zu wachsen, wobei man sich kleinmütig der Wahrheit bewufst wird, die schon Sokrates und das Buch der Bücher eingestehen: Wir können nichts wissen. Unser Wissen ist Stückwerk. Auch Hebbel hat diese Erkenntnis schon frühzeitig gewonnen und in einer anschaulichen Trope ausgesprochen[2]): „Mitten unter den ungeheuersten Kräften, die ihn umbrausen, mit verbundenen Augen allein zu stehen und doch das lösende Zauberwort auf der Lippe fühlen, das ist des Menschen schweres Los. Ein Schiffer in der Sturmnacht auf unbekanntem Gewässer.“

Von dem Sokratischen Gedanken ausgehend, dafs der Leib ein Kerker der Seele sei, sagt der Dichter: „Jede Form ist ein Kerker.“ Daran knüpft er die Frage, wie denn die Natur das Leben in allen Formen festzuhalten vermöge? Sie habe keine mit Fenstern versehen. Hierin triumphiere sie eben gegenüber menschlicher Einsicht.[3]) Wolle man das Wunder der Form dunkel ahnen, so betrachte man z. B. braune Augen und blaue. Man sehe doch mit beiden, „warum denn sind die Farben nicht gleich?“[4])

„Das griechische Feuer, das fortbrennt mitten im Wasser“, sei nicht erloschen. „Es sprüht, denk' ich, aus jeglichem Blick.“[5])

---

[1]) Sg. III. 375, 2.
[2]) Tgb. I. 28 (6. VIII. 36).
[3]) Sg. III. 379, 1.
[4]) S. 421, 2.
[5]) S. 460, 2.

Das Element des Feuers sei freilich gefräſsig. Doch man solle es nicht schelten, da es eigentlich übel gestellt sei: „tötet's nicht selber, so stirbt's."

Die Natur würde keine schönere Glut finden, uns Menschen zu verjüngen, wie jenes Feuer, das den Phönix verzehrt und verjüngt, als wenn das Leben sich steigern könnte und nicht immer dem höchsten Moment ein geringerer folgen würde.[1]) Warum stürben z. B. nicht alle Menschen vor Freude?

Nicht anders als das Leben entstehe der Schmerz.[2]) Wenn z. B. ein Finger zu schmerzen beginnt, so scheide er vom Leibe sich ab, „und die Säfte beginnen, im Gliede gesondert zu kreisen." In dieser Erscheinung liege ein „Urgeheimnis": auch der Mensch sei wohl „ein Schmerz nur in Gott".

Solche und ähnliche Probleme, wie sie im Epigramm „Urgeheimnis" dichterischen Niederschlag fanden, gehören zu den Lieblingsreflexionen, welche der Dichter über sich selbst zeitlebens anzustellen pflegte. In der Erkenntnis jedoch, daſs Selbstbeschauung hierbei nicht ausreiche, da man schon während der Selbstbeobachtung sich verändere,[3]) hatte er, ganz wie es der moderne Psychologe auch thut, frühzeitig begonnen, diese Mängel der introspektiven Methode durch eifriges Studium der Physiologie zu ergänzen und sich so „mit Untersuchung der geheimnisvollen Substanz, aus der das Leben kommt", zu beschäftigen.[4])

Mit groſser Vorliebe und Bemühung suchte er auch das Wesen des Traumzustandes zu ergründen, wie zahlreiche Tagebuchstellen bezeugen. Und mit einem Traumzustande vergleicht er denn auch den Zustand dichterischer Begeisterung.[5]) Diesem Gedanken hat er im Epigramm „Traum und Poesie"[6]) formvollendeten und tiefsinnigen dichterischen Ausdruck verliehen. Eng miteinander verschwistert seien Träume und

---

[1]) Sg. III. 452, 2.
[2]) S. 458, 1.
[3]) Tgb. I. 212 (23. IV. 40).
[4]) Tgb. I. 270 (Ostern 1842).
[5]) Tgb. I. 165 (13. V. 39).
[6]) Sg. III. 449, 1.

Dichtergebilde. Einander ablösend oder sich still ergänzend, wurzeln sie aber nicht blofs „im tiefsten Bedürfnis der Seele“, sondern „zugleich in dem unendlichen All“. Der Schlaf, sei es der nächtliche, der alle Menschen überschleicht, oder „der helle des Tags, der nur den Dichter befällt“, habe die rätselhafte Macht, viele mögliche andere Gebilde, die in die wirkliche Welt eingesponnen sind, wieder herauszuwickeln. So träten beide, Traum und Poesie,

„damit das All sich erschöpfe,
Durch den menschlichen Geist in ein verflatterndes Sein.“

Der Dichter bedauert im Epigramm „Originalität“,[1]) dafs die Welt sich in allen Menschen auf gleiche Weise spiegle. Das Leben würde sich sonst in das reizendste Spiel auflösen, wenn die Menschen, wie sie in den Gesichtern von einander verschieden seien, es auch im Innern wären. So sei höchstens der Wahnsinn der einzige Zustand, der einzelne unter vielen originell mache.

Drum könne auch nimmer der Genius in tausend Alltagsköpfen wohnen. Wie die unendliche Welt zuletzt doch im Punkt wurzle, so wohne auch der Genius nur in einem besonderen Haupt.[2]) Nicht durch Stimmenmehrheit sei Himmel und Erde entstanden, niemals ein grofses Gedicht oder ein ewiges Bild.

Und der Genius, „der eigne oder der fremde“, sage, „was nur der Genius weifs.“ Frage man ihn in gemeiner Beschränktheit, so bleibe er stumm.[3]) Wenn es nur lauter Genies gäbe, so würde man sich darüber nicht wundern.[4]) Dafs es aber so wenige gebe, sei erstaunlich. Doch das sei ganz leicht durch eine Erfahrungsthatsache zu erklären. Durchschnittlich erblicke man eben am Menschen zu viel Muskel und zu wenig Gehirn.

Für das „höchste Wunder des Geistes“ hielt Hebbel von jeher die Sprache, worüber er oft tief nachgedacht und „nicht blofs die neuesten, sondern zugleich die letzten und tiefsten

---

[1]) Sg. III. 453, 1.
[2]) S. 442, 2.
[3]) S. 383, 3.
[4]) S. 385, 2.

Ideen ausgesprochen zu haben glaubte.[1]) Er verstieg sich in mafsloser Überhebung sogar zu den Worten: „Wenigstens ist alles, was Humboldt in seinem Kosmos nach einem Auszug in der Allgemeinen Zeitung darüber sagt, gegen meinen Gedankengang flach und trivial, und Humboldt befindet sich doch unstreitig auf der Höhe der Wissenschaft und ist ohne allen Zweifel ein grofser Mann. Ich habe unendlich viel über die Sprache gedacht; dafs ich aber gerade jetzt meine innern Erfahrungen zum Resultat verdichtete, dazu gab der schnöde Frevel, den die Tagespartei sich gegen unsere reiche und grofse Sprache gestattet, den nächsten Anlafs.“

Im Epigramm „Die deutsche Sprache“[2]) hat er die meisten dieser Denkergebnisse verwertet, und er hält selbst[1]) unter seinen Sonetten[3]) und Epigrammen „die über die Sprache“ für die bedeutendsten.

Im dem genannten Epigramm geht der Dichter von einem Vergleich der deutschen Sprache mit der französischen und italienischen aus, der, wenn man nach dem Wohlklang urteilen wolle, allerdings zu Ungunsten der deutschen ausfallen müsse. Doch weise sie einen reichen Schatz an treffenden Wörtern auf, „wie irgend eine der Völker“, und eine für den Genius unendliche Freiheit der Bewegung. Die Dichter sollten sich nur hüten, mit dem Joche zugleich das Mafs zu zerbrechen, und nicht zu gewinnen glauben,

„wenn kindisch, zerstochen, die Dämme
Bersten und reifsen; es führt wieder nach Babel zurück . . .“

Es gebe zwar viele Sprachen auf Erden. Dürfe sich aber jeder, weil kein inneres Band Dinge und Zeichen miteinander verknüpfe, eine eigne Sprache bilden? Der Stempel und die bedächtig gewählte Weise, „die alle Jahrhunderte brauchten“, mögen heilig gehalten werden. Wenn sogar ein Goethe „in diesen gemessenen Schranken“ Raum gefunden habe, so würden

[1]) Br. I. 369 (Rom. 29. V. 45).

[2]) Sg. III. 392. 93. Vgl. Klopstocks und Goethes Epigramme auf den gleichen Gegenstand.

[3]) Vgl. Sg. III. 337. „Die Sprache.“

sie „die Heroen von heut'“ wohl auch nicht plötzlich zu eng finden. Der Dichter gleiche der Natur,

„die nie das Wunder der Schöpfung
Wiederholt und doch jährlich im Lenz sich erneut:
Alt sind die Formen, es kehren die Lilien wieder und Rosen,
Frisch ist der Duft und im Kranz thut sich der Meister hervor!“

In diesem Zusammenhange scheint es mir auch angemessen zu sein, das Hauptsächlichste über die Eigenart der Hebbelschen Dichtersprache hervorzuheben, soweit es die Epigramme angeht. Es ist dies ein Thema, welches, auf alle Dichtungen Hebbels ausgedehnt, sehr dankbar und einer selbständigen, eingehenderen Behandlung würdig wäre.

Wie für Hebbel „die Form im höchsten Sinne“, die innere Form,[1]) „Ausdruck der Notwendigkeit“ ist, so ist es auch für ihn die äufsere, die Sprache. Sie ist das Medium, „wodurch das Innere anschaulich gemacht wird“. Mit einem wunderbar zarten, tief poetischen Bilde veranschaulicht er uns den dichterischen Zeugungsprozefs[2]): „In die dämmernde, duftende Gefühlswelt des begeisterten Dichters fällt ein Mondenstrahl des Bewufstseins, und das, was er beleuchtet, wird Gestalt.“ Mit schlichteren Worten Hebbels ausgedrückt[3]): der tiefsinnige Geist „giebt dem unorganischen Element erst Form, Gestalt und den rechten Inhalt“.

Dem erwachenden Gedanken kommt das Wort, der verwandte Klang, entgegen und schliefst ihn ein.[2]) Diese Thatsache konnte Hebbel an seinem eignen Geiste durch psychologische Selbstbeobachtung feststellen. Er war eine von jenen seltenen Künstlernaturen, jenen Menschen, die, um einen seiner eignen Ausdrücke zu gebrauchen, im buchstäblichen Sinne des Wortes „Musiken“ sind.[4]) Von Hebbel selbst wissen wir nämlich, dafs er, sobald der dichterische Traumzustand über ihn kam, Klänge und im weiteren Verlaufe des dichterischen Prozesses aus diesen Klängen sich zusammen webende Harmonien vernahm, von denen, wie von einem Strome getragen, der

---

[1]) Vgl. über „innere Form“ Goethejahrbuch XIII. 229.
[2]) Tgb. I. 215 (20. V. 40).
[3]) Tgb. II. 129 (20. II. 45).
[4]) Tgb. I. 58.

poetische Ausdruck wie von selbst sich einstellte. Er besafs, wie er selbst mitteilt, die Fähigkeit, die entstehenden Verse nach einer adäquaten Melodie einfach im Stillen abzusingen. So schreibt er nach Abschlufs des vierten Aktes von „Herodes und Mariamne“ am 22. August 1848 ins Tagebuch[1]): „Sonderbar ist es, dafs ich in einer solchen Stimmung (dichterischer Traumzustand) immer Melodien höre und das, was ich schreibe, danach absinge: so diesmal vorzüglich die Stelle:

„Titus, du siehst, wie meine Tochter trauert!“

Hebbels dichterische Empfindungs- und Einbildungskraft war so leicht erregbar und feinfühlig veranlagt, dafs er beim Hören, Lesen oder beim eigenen Gebrauch gewisser Wörter bestimmter Gefühle der Lust oder Unlust sich nicht erwehren konnte. So erzählt er selbst in seinem Tagebuche, dafs z. B. Wörter wie Duft und Farbe, Tulpe, Rose, Lilie u. s. w., die er zu den musikalischen zählt, die Empfindung des Schönen, Lieblichen in ihm erweckten. Die Tulpe schien ihm ihren Tau zum Abküssen darzubieten. Die Rose duftete ihm. Die scheufsliche Rippe dagegen stank.[2]) —

Eine ausgesprochen musikalische Sprache ist, wie gesagt, nach seiner Ansicht die deutsche Sprache nicht.[3]) Aber sie sei auch keine schnarrende, und man könne „sie sehr leicht davor bewahren, dafs sie unangenehm ins Ohr fällt“. Dafs Hebbel bei seinem poetischen Schaffen von diesem Streben stets sich leiten liefs, könnte man mit einer Fülle von Beispielen belegen. Bei den Epigrammen vergleiche man nur die vielen von einander abweichenden Fassungen derselben in den verschiedenen Ausgaben. Unermüdlich bessernd und feilend rang Hebbel mit redlichem Bemühen nach künstlerisch schönem Ausdrucke. Dafs dieses Ringen mit dem Stoff nicht in allen Fällen von gleichem Erfolge gekrönt war, habe ich schon des öfteren hervorgehoben. Aber selbst ein Goethe hat in manchen seiner lyrischen Schöpfungen prosaische Härten aufzuweisen, die man gern ausgemerzt sehen würde. Im übrigen war Hebbel

[1]) Tgb. II. 305.

[2]) Tgb. I. 25; 27; 28; 278 u. s. w.

[3]) Tgb. II. 138 (21. II. 45).

nur das beste, am schärfsten kennzeichnende Wort gut genug. Bei aller Verachtung glänzender Redeflitter[1]) und sparsamen Vorsicht in der Anwendung von Gleichnissen[2]) und Bildern wirkt seine Sprache doch so bildkräftig und markig, so gesättigt und durchtränkt von der jedesmal entsprechenden Stimmung, so klar und durchsichtig, als habe sie ein gut Teil der schlichten Gröfse und sonnigen Naivität Homerischer Gesänge und der kernig-herben und doch so gemütstiefen Ausdrucksweise der deutschen Bibel in sich aufgesogen. In den meisten Fällen steht jedes Wort an seinem rechten Ort; es lebt als ein kleines, aber unentbehrliches Glied in dem gröfseren, von frischem Leben durchpulsten Organismus.

In unaufdringlicher Weise und feinsinniger Wahl wufste auch Hebbel Wohlklangsgesetze, wie Allitteration und Assonanz, sich dienstbar zu machen, wie ich bereits eingehend bei Betrachtung des Epigramms „Villa reale a Napoli“ nachzuweisen versuchte. In solchen Fällen vermag auch seine Sprache wohllautend und einschmeichelnd zu singen und zu klingen; gegebenen Falles kann sie aber auch zürnend grollen, donnern und blitzen.

Haben wir uns bisher mit Hebbels spezieller Lebensanschauung beschäftigt, so wollen wir noch auf seine allgemeinen Weltansichten einen Blick werfen, die sich besonders in geschichtlichen und litterarischen Epigrammen aussprechen. Diese beiden Gattungen kennzeichnet Hebbel mit den Worten[3]): „Sie sind durchgehend polemisch, aber nicht polemisch wie Zeitungsartikel, sondern wie das Feuer.“

„Natur und Geschichte“[4]) sind für Hebbel von jeher die „beiden reinsten Quellen echter Menschenbildung“ gewesen; schon im Oktober des Jahres 1836 hat er begonnen, mit Geschichte sich eingehend zu beschäftigen.[5]) Er ist zwar bald überzeugt davon, dafs der Forscher, der sich an die Natur und die Geschichte, jenes „Bett, das der Strom des Lebens sich selbst

---

[1]) Tgb. I. 94 (3. IV. 38).
[2]) Tgb. II. 176. 77 (4. IX. 46).
[3]) Br. I. 369 (Rom 29. V. 45.)
[4]) Werner, Nachlese, Bd. II. 39. An Arnold Schloenbach (22. VI. 55).
[5]) Tgb. I. 65. An A. Schoppe (25. V. 37).

gräbt“, halte, in vielen Fällen irren, aber dennoch durch seinen Irrtum nützen werde.[1]) Bei seinem Studium der Geschichte pflegte Hebbel scharf auf den Zeitpunkt zu achten, wo die Geschichtsereignisse eintreten.[2]) Wenn man so verfahre, werde, wie er sagt, „Diagnose und Prognostikon leicht. Gewicht ruft immer Gegengewicht hervor, und sobald das Gegengewicht überwiegt, kehrt das Verhältnis sich um. Der ganze Weltprozefs wird am besten durch die zwei Eimer im Brunnen veranschaulicht.“

Neben Aphorismen über geschichtliche Vorgänge und über das Wesen der Geschichte in den Tagebüchern hat Hebbel einigen solcher Reflexionen poetische Form gegeben, und er trug sich auch längere Zeit mit dem Plane zu einem historischen Drama „Napoleon“.[3]) Auch politische Gedichte schrieb er, von denen wohl das an den König von Preufsen gerichtete das bekannteste ist. Ein Sonett „Der Mensch und die Geschichte“[4]) gehört gleichfalls in diesen Kreis. Auch in der Epigrammenlese findet sich „mancher geschichtliche Strich“.[5]) Hier können wir allgemein gültige geschichtliche Wahrheiten und Gelegenheitsepigramme auf bestimmte Persönlichkeiten und Ereignisse unterscheiden. Greifen wir nur einige der eigenartigsten heraus!

Trotzdem nach Moses' Lehre die Schöpfung Pausen gehabt hätte und das jüngste Gericht Pausen haben würde, so nütze die verblendete Welt sie dennoch nicht aus und nenne

„. . . den Tag der zerschmelzenden Sterne
Lieber ein Feuerwerk, welches erstickte im Schnee“.[6])

Noch nie sei die Sonne stille gestanden, „weil es ein Küster gebot“.[7]) Auch wenn man die Uhren anhalte, werde es eben doch Abend. — Ein alter Erfahrungssatz sei es, dafs wohl ein Sumpf leicht zu verhüten sei, dafs aber kein Gott,

---

[1]) Tgb. I, 80 (5. I. 38).
[2]) Tgb. I. 236 (2. II. 41).
[3]) S. 69, 70 u. s. w.
[4]) Sg. III. 331.
[5]) Ebenda S. 344. Motto.
[6]) S. 425. 1.
[7]) S. 424. 2.

sobald er einmal entstanden, Schlangen und Molche in ihm verhüten könne.[1])

Eine politische Situation zeichnet der Dichter in einem recht anschaulichen Bilde[2]): trotzdem oben das Dach des Hauses brenne und unten die Minen rauchten, schlage man sich mitten drinnen im Gebäude um den Besitz desselben.

Als den jetzigen Standpunkt der Geschichte erkennt er, dafs ihr, die bisher nur die ewigen Ideen errungen habe, nun die grofse Aufgabe zufalle, diese auch zu verwirklichen.[3])

Wenn man die modernen Staatsbildungen[4]) betrachte, müsse man sich kopfschüttelnd fragen: wie können wohl Löwenklaue, Adlerschwinge und Stierhaupt ein Tier ergeben? Das könne nie zusammen wachsen, sondern höchstens verwesen. Denn noch nie habe ein Nagel „das belebende Herz“ ersetzt.

Lächerlich sei auch der Kampf, den Staatsmänner mit jedem Gewitter aufnehmen.[5]) Sie kämpfen eben mit der Elektrizität, die doch eins sei mit der Luft.

Im Bevormunden der verschiedensten Verhältnisse sei man heutzutage schon recht weit gegangen. Man solle nur noch, wie jeglichem Dorfe, auch jedem Menschen einen Vormund setzen. Dann würde wieder, wie einst, jeder sein eigener sein.[6])

Der Dichter stellt einen Vergleich an mit der Zeit der Kreuzzüge und der Gegenwart und kann es nicht begreifen, dafs alle katholischen Mächte dem Türken das Seine verbürgen, während das heilige Grab im Gebiet der Türken liege.[7])

Im Epigramm „Verschiedener Kasus“[8]) spricht Hebbel über die Gefahr, die Deutschland von Rufsland drohe, seine Besorgnis aus. — Und der Ungar gebärde sich gerade so wie einst ein römischer Narr, der mit dem Rufe der Tiber entsprang[9]):

„Eine Bürgerkrone! Ich rettete einen Bürger!“

---

[1]) Sg. III. 423. 3.
[2]) S. 422. 2.
[3]) Ebenda No. 1.
[4]) S. 425. 2.
[5]) S. 422. 3.
[6]) S. 426. 1.
[7]) S. 423. 1.
[8]) S. 421. 1.
[9]) S. 427. 2.

Er begehre einen Kranz von Europa, weil er den Türken bestanden. Dabei habe er dies nur aus Notwehr thun müssen.

Freiheit der Presse sei Anrecht der ganzen Welt, nicht nur einzelner Völker.[1]) Gedanken, die noch im Norden schädlich seien, könnten ja vielleicht dem Süden nützen, „während sie jener erzeugt“.

Wie in seinen Tagebüchern, bemühte sich Hebbel in seinen litterarischen Epigrammen nach Kräften, seine Urteile über Dichter, Schriftsteller, Bücher und Litteraturzustände tief zu begründen. In dieser Beziehung stehen seine Tagebuchnotizen geradezu im Gegensatz zu denen, die z. B. Platen in seinen Aufzeichnungen bei gleichen Gelegenheiten festhielt. Diese Äufserungen kennzeichnen wohl Platens Persönlichkeit selbst, die ganze Art und Weise, wie die Eindrücke in seinem Innern sich spiegeln. Doch haben sie nicht die förmlich zwingende, überzeugende Macht; die kanonische Allgemeingültigkeit, die den Reflexionen Hebbels innewohnt.[2]) Aus seinem Denkerhirn fand, wie er selbst erklärte, nur das den Weg aufs Papier, wozu ihn sein volles, bewegtes Herz trieb. Nur das Bedeutsame aus dem Schrifttum nahm er in sich auf[3]): „Mein Studieren beschränkt sich aufs Lesen solcher Bücher, die meinen innern oder meinen litterarischen Bedürfnissen entsprechen; dies giebt vielleicht einen Künstler, aber niemals einen Doktor.“ Daraus läfst sich auch die dem Autodidakten eigene Einseitigkeit und Selbstüberhebung erklären.

Weil in der deutschen Litteratur nun so viel Wertloses neben Bedeutsamem bestehe, nennt er sie das schnurrigste Stammbuch der Völker,[4]) in das sich jeder hineinschreibe, „wie es ihm eben gefällt“.

Dieses Zwergengeschlecht, gegen das er seine scharfen Pfeile schleudert, zeichnet er trefflich im Motto seines Epigrammenbuches[5]):

„Und dazwischen, doch selten, die Köpfe von Schelmen und Wichten,
Wie man, genagelt ans Thor, Eulen und Dohlen erblickt . . .“

---

[1]) Sg. III. 427. 1.

[2]) Vgl. Kuhs Biographie.

[3]) Br. I. 53. 54 (12. V. 37).

[4]) Sg. III. 411. 2.

[5]) S. 344.

Gerade wie zur Zeit der Goethe-Schillerschen Xenienfehde that es aber auch not, Thorheiten mannigfachster Art auf litterarischem Gebiete zu brandmarken. Hebbel war auch, wie aus einem Briefe vom 22. Dezember 1847 an Th. Rötscher hervorgeht,[1]) gefafst darauf, dafs ihm diese polemischen Epigramme ohne allen Zweifel kleine Bosheiten zuwege bringen würden. Das konnte ihn jedoch nicht abhalten, seinem Wahrheitsdrange zu genügen und das Tadelnswerte scharf zu rügen.

So mancher fühle sich berufen, sei aber nicht auserwählt.[2]) Die Welt bedürfe seines Schaffens nicht. Wenn ihm Mutter Natur „nicht etwas zu viel“ an geistiger Begabung mit auf den Lebenspfad gegeben, so habe er „mit nichten genug“. Allerdings blieben auch dem nach Wahrheit und Klarheit ringenden Dichter die quälendsten Zweifel nicht erspart, ob er denn wirklich zu den Auserwählten gehöre. „Nur vom Überflufs lebt das Schöne.“[3]) „Die Sekundären“ würden, falls die Kunst noch nicht da wäre, sie nimmer erfinden. Darum gelinge ihnen auch „in ihr Grofses und Ewiges nicht“.[4])

Einen Schriftsteller, der sich gern mit dem Vogel vergleicht,[5]) als ob er sich wie er in höhere Regionen zu erheben vermöge, nennt Hebbel bissig einen Tausendfufs.

Einem litterarischen Streber, der von einem Genie die Fackel sich borgt und sich ihm keck zur Seite stellt, gilt der Denkzettel[6]):

„Lichter zu giefsen, ist eins, und Lichter brauchen, ein Zweites.“

Das Verhältnis zwischen dem Genie und seinem Nachahmer sei dasselbe, wie das zwischen dem Schöpfer der Sonne und dem fleifsigen Manne, „der die Veduten uns malt“.

Der Dilettant werde es überhaupt nie zum Kunstwerk bringen.[7]) Höchstens zur Einsicht ins Wesen der Kunst und zur Erkenntnis eigner Ohnmacht.

---

[1]) Werner, Nachlese, Bd. I. 239.
[2]) Sg. III. 397. 2.
[3]) Ebenda No. 3.
[4]) Ebenda No. 1.
[5]) S. 404. 3.
[6]) S. 414. 1.
[7]) S. 416. 1.

Hebbels Überlegenheit über die geringeren Talente findet in mehreren Epigrammen selbstbewufsten, zuweilen wieder an Selbstüberhebung grenzenden Ausdruck.

So vergleicht er den Menschen mit den übrigen Geschöpfen, die ihm irgend eine Eigenschaft abgegeben hätten, von denen er jedoch nicht eines erreiche.[1] „Oder hat er die Klaue des Löwen, den Fittig des Vogels?" Selbst das stumpfe Insekt trotze ihm mit seinem Instinkt. Und doch müsse jede Kreatur vor dem Menschen als vor ihrem König sich beugen. Ihm gleiche das Genie, das die Talente vereine und sich dienstbar mache. Das echte Talent vermöge es nicht über sich, den Gesetzen der Kunst Hohn zu sprechen. Man solle doch einmal, statt für Pfuscher, für wirkliche Meister der Kunst deutsche Preise aussetzen und — von ihnen Gesudel verlangen. Sie würden diese Forderung nicht erfüllen können.[2] Hierin liege eben die Unterscheidung zwischen Meister und Pfuscher.

Wenn auch der echte Künstler wüfste, dafs „ein einziger Zug, tief, wie kein andrer, versteckt" in seinem alle Zeiten überdauernden Kunstwerke von den Menschen nicht erkannt werden würde, so liefse er ihn dennoch nicht weg.[3] Aus diesem Gedanken spricht so recht Hebbels tiefstes Wesen und künstlerische Eigenart. Sein Schaffen dringt auf Vertiefung, es ist Offenbarung[4]; „in der Brust des Dichters hält die ganze Menschheit mit all ihrem Wohl und Weh ihren Reigen, und jedes seiner Gedichte ist ein Evangelium, worin sich irgend ein Tiefstes, was eine Existenz oder einen ihrer Zustände bedingt, ausspricht."

Der Blick eines nüchternen Tadlers mag freilich auf einem Bilde nur Blumen, Bäume und Kräuter sehen. Doch nur so malt der Künstler die Sonne, deren Wunderweben aus den im Schofs der Erde schlummernden Keimen jene Pflanzen erweckt hat.[5]

Die zu weit gehende Kleinkunst eines Brockes, Gefsner, Stifter, Kompert und ihrer Nachfolger verletzt Hebbels aus-

---

[1]) Sg. III. 388. 1.
[2]) S. 389. 1.
[3]) S. 390. 1.
[4]) Br. I. 47 (14. III. 37).
[5]) Sg. III. 390. 2.

geprägtes Gefühl für das Erhabene, Lebensvolle.[1]) Die Natur habe ihnen klug das Grofse entrückt, damit sie das Kleine vortrefflich lieferten. Deshalb glückten ihnen auch Käfer und Butterblumen so vortrefflich. Des Menschen innerstes Wesen jedoch, mit seinem unruhevoll bewegten Herzen, sei ihnen ein Rätsel und ebenso das gewaltige Sonnensystem, das nach ewigen, ehernen Gesetzen seine Bahnen beschreibt.

Bei Tiecks Dramen habe man die Empfindung, als wolle er das Haus zum All erweitern.[2]) Die Freunde möchten nur die Wände einschlagen, so sei es gethan.

Lessings Blick habe die steigende Sonne und den schüchternsten Halm, den ihr bescheidenster Strahl aus der Erde hervorrief, umfafst.[3]) Seien in dieser Richtung die Dichter der Deutschen ausgeartet, so seien es jene Kritikaster noch mehr, die sich an Lessing gebildet haben. Verächtlich sei auch das Werk manches Kritikers, der, da ihm das Dichtvermögen abgeht, der Welt dafür Dichter zu schaffen sich bemühe.

Lächerlich sei ferner das Gebahren einer gewissen Art von Gelehrten, die den erhabensten Zweck der Kunst durchaus verkennen und die vollendetsten Meisterwerke derselben bekritteln zu müssen glauben. Solche philosophische Analytiker wären imstande, selbst den Adler zu zerlegen. Doch leider sähen sie in ihrer Beschränktheit den hölzernen für den lebendigen an.[4])

Im Epigramm „Auf einen Absolutisten des Verses im Drama“[5]) hält Hebbel diesem Starrkopf das Unsinnige seiner Einseitigkeit vor Augen. Denn „längst vor dem strengen Verdikt“ sei „Klärchen in Prosa“ gelungen. Der Standpunkt dieses Narren sei gerade so kindisch, als wenn man sich in allem Ernste unterfangen wollte, „dem Mond, dem ewig wechselnden“, ein für immer passendes Gewand zu liefern.

„Auf einen viel gedruckten Lyrikus“[6]) giefst der Dichter die Lauge seines Spottes gehörig aus. Die Ge-

---

[1]) Sg. III. 398. 2.
[2]) S. 399. 2.
[3]) S. 406. 1.
[4]) Sg. III. 416. 3.
[5]) S. 407. 1.
[6]) Ebenda No. 2.

schichte werde sicherlich die vielen Auflagen seiner Werke verzeichnen. Doch was habe das auch für sich? Kalk bleibe eben doch Kalk und werde, wenn ihn auch der Kranke gierig verschlinge, von dem Gesunden nicht zum Mehl gerechnet. Dieses Urteil über Emanuel Geibel — er ist nämlich unter jenem „Lyrikus" zu verstehen — ist denn doch zu schroff und ungerecht. Denn mag auch im allgemeinen das formale Element in der Geibelschen Lyrik überwiegen, viele seiner melodiösen Lieder, in denen er die deutsche Volksseele so feinsinnig zu belauschen und ihren zartesten Regungen sangbaren Ausdruck zu verleihen verstand, werden von Mund zu Mund weiter leben, so lange das deutsche Gemüt dazu neigen wird, klangvolle Dichterworte zum Vermittler seiner Gefühle zu machen. Geibel ist ein Lyriker für weitere Volksschichten, Hebbel mehr einer für den Denker. Am ersprieſslichsten aber dürfte es für die deutsche Lyrik sein, wenn ihre Wurzeln aus dem Quell des Volksliedes Nahrung ziehen.

Platen erhält von Hebbel verdientes Lob und verdienten Tadel.[1]) Der äuſseren Form habe er streng, wie kein Zweiter, genügt. Nur fehle ihm die „sanfte Wallung des Lebens", die das Kunstwerk wieder zur Natur macht und wie Schöpfungen der Natur, z. B. wie Blume, Baum u. s. w., es wirken läſst. Doch muſs, wie schon hervorgehoben wurde, hier betont werden, daſs Hebbel dieses hohe Ziel, wonach er mit seinem ganzen redlichen Wollen und Können strebte, nur in wenigen Fällen erreicht hat.

Höchst ergötzlich geiſselt Hebbel das pedantische Verlangen, das manche Kunstschwärmer an biographische „Virtuosenporträts"[2]) stellen. Solche Narren wollten am liebsten gar die Geige des Maestro schauen, auf der er spielte, das Schaf, das die Saiten geliefert, und das Roſs, das zur Bespannung des Bogens das Haar seines Schweifes hergegeben.

Ein anderer Querkopf prahlt, er fühle sich zwar einer dichterischen That fähig, die auf die dichtenden Zeitgenossen gleichsam wie das Erlösungswerk eines Heilands wirken könnte,

---

[1]) Sg. III. 409. 1.
[2]) S. 410. 2.

doch sei die Stunde schlecht.[1]) Deshalb ersticke er lieber das Kind. Diesem „Narren in Folio“ ruft der Epigrammatiker zu:

„Schweig mir, Vettel, denn hätte der Himmel dich wirklich gesegnet,
Brächtest du's freudig zur Welt, fehlten auch Krippe und Stall.“

So klar auch der Gedanke sein mag, den Hebbel hier zum Ausdruck bringt, so ist doch die Einkleidung, das Bild von dem Dichter, der sich schwanger fühlt und den Messias gebären zu können glaubt, sehr absonderlich und nach meinem Empfinden unschön. Auch recht prosaische Wendungen weist das Epigramm auf.

Ebenfalls wie in Verse gebrachte Prosa muten Epigramme wie „Moderne Analyse des Agamemnon“[2]) und „Dem Teufel sein Recht im Drama“[3]) an. Die gleiche Empfindung hat man einem Epigramm wie „Kunst und Afterkunst“[4]) und vielen andern der Hebbelschen Epigrammenlese gegenüber.

Den modernen Franzosen und ihren deutschen Genossen schleudert der Dichter den Vorwurf an den Kopf, dafs ihre Romane und Dramen nichts als leere Charaden seien, die man, sobald man ihr Auflösungswort kennt, an die Wand werfe.[5])

Auch das übertriebene Streben des Realisten nach Wahrheit findet höhnische Abfertigung.[6]) Es genüge doch wahrlich schon, die Thräne aufzufangen. Jedoch Boz geselle ihr noch den Schnupfen bei. Vor einer solchen Art Natur müsse ein gesunder Sinn zurückschaudern.

Hebbel geht jedoch nicht lediglich darauf aus, seine litterarischen Gegner und Zeitgenossen und die von ihm weit überflügelten kleinen Talente zu demütigen. Denn wenn man sich auch gegenseitig bekriege und zu töten suche, so sei doch damit noch nicht erwiesen, dafs der Feind auch wirklich den Tod verdiene.[7]) — Wo es angebracht ist, kargt Hebbel nicht mit seinem Lobe und seiner Anerkennung, z. B. in Epigrammen

[1]) Sg. III. 412. 1.
[2]) S. 417. 3.
[3]) S. 418. 1.
[4]) S. 420. 1.
[5]) Ebenda No. 2.
[6]) S. 421. 3.
[7]) S. 414. 2.

wie „Goethes Rechtfertigung“, „Schiller in seinen ästhetischen Aufsätzen“, „Goethes Biographie“, „Schiller und Napoleon“, „Shakespeare“, „Ariost“, „Der alte Gleim“, „Historischer Rückblick“.

Eine Reihe der Hebbelschen Epigramme könnte man problematische Beiträge zur Poetik nennen. In ihnen werden, wie in den litterarischen Epigrammen, mehr Ergebnisse tiefgründiger Denkprozesse statt Empfindungen geboten, „dialektische Momente einer tiefen Bildung“.

Im Epigramm „Vers und Prosa“ widerlegt Hebbel die Behauptung, dafs der Vers auf einmal leichter als die Prosa geworden sei. Die Kunst sei kein Nichts, das pfeifende Knaben zu leisten vermöchten. Manche Dichterlinge könne man mit Kindern vergleichen, die gleich den Erwachsenen dem Klavier den Ton zu entlocken vermöchten. So sei es auch mit den Formen der Lyrik bestellt. In ihnen schlummere schon inneres Leben. Wenn man dieses zur äufseren Erscheinung bringe, so habe man noch kein Recht, sich das als eignes Verdienst anzurechnen. Um das Höchste in der Kunst zu erreichen, müsse man sich mit Scharfsinn auch in ihr Wesen versenken und es zu erforschen suchen. Erst jenseits der Linie begebe sich das „letzte der Wunder“, oder, wie Hebbel schon sehr früh im Tagebuche sagt: „Die Linie des Schönen ist haarscharf und kann nur um 1000 Meilen überschritten werden. Das Geringste ist alles.“ Wenn man das bezweifeln wolle, so könne man den Säugling zum Poeten krönen.

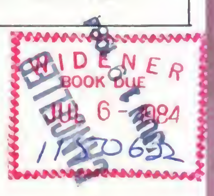
Allegorie, das poetische Bild schlechthin, stehe zum „beseelten Symbol“, dem Kunstwerk im höchsten Sinne, in einem Verhältnis,

„Wie zur Landschaft die Karte, der tote Aufrifs zum Bilde“.

Ebenso wie man aus Spiegeln nicht Spiegel zusammensetzen könne, sei die Schaffung eines Gedichtes aus blofsen Bildern unstatthaft. Ein Gedicht sei ja an sich schon ein Bild. Einen bedeutsamen, jedoch bereits von Schiller ausgesprochenen Gedanken enthält das Epigramm „Komödie“. Diese nennt Hebbel „die höchste und reichste der Formen“. Denn jede geringere werde ihr aufs neue zum Stoff, und der

Mangel einer echten Komödie in der deutschen Litteratur sei dadurch zu erklären, dafs die Tragödie der Modernen die Komödie verschlinge. Wer Individuen, die an sich schon komisch wirken, noch steigern wolle, bringe meistens Fratzen zur Welt.

Treffend ist auch Hebbels Erkenntnis, dafs eine der edelsten Flammen, die Völker zu verschmelzen, die Weltpoesie, in der Art, wie sie der Deutsche erstrebt, nur Dilettantismus zeitigen kann.


WIDENER
BOOK DUE
JUL 6 - 1984



